



Nr. 19. **Erscheint Sonntags** **Berlin, den 8. Februar.** **Abonnementspreis** **1890.**
 und ist in der Post-Zeitungspreliste unter Nr. 1738 eingetragen. bei der Post oder im Buchhandel vierteljährlich 3 Mark.

Inhalt: Stine. Von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Die Scheidung und die bürgerliche Gesellschaft. Von Dr. Ludwig Hud. — Vorratskammern im Pflanzenreiche. Von Dr. Theodor Jaenich. — Die kleine große Armee. Von J. R. Widmann. — Eine berechtigte Forderung der Geschichtswissenschaft. Von F. M. — Neuere Freitischmalerei. Von Franz Servaes. — Kleine Kritik.

Stine.

Von
Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Die sich im Herzen der Witwe Pittelkow regende Verstimmung würde sich bei der vorherrschenden Tafelheiterkeit unter allen Umständen rasch wieder verzogen haben, der alte Graf aber, der die beispiellose Festigkeit seiner „Königin der Nacht“ nur zu gut kannte, hielt es nichtsdestoweniger für angezeigt, auch der bloßen Möglichkeit eines Sturmes vorzubeugen. „Ich denke,“ sagte er, „wir sorgen für etwas frische Luft und nehmen im Nebenzimmer den Kaffee.“

„Geht nich,“ erwiderte die Pittelkow. „Alle Gardinen ab; alles wie Kraut und Rüben . . .“

„Gut denn, so bleiben wir. Auch eng und warm hat seine Vorzüge . . . Darf ich bitten . . .“ Und damit nahm er, die Tafel aufhebend, Wandas Arm und geleitete sie bis an den Sofaplatz, den sie beim Erscheinen der Herren innegehabt hatte. Der junge Graf führte Stine, während der mit der Sitte solcher Pittelkow-Abende längst vertraute Baron ohne weiteres einen eleganten Liqueurkasten und eine Cigarrenkiste vom Büffett her auf den Sofatisch setzte. Der alte Graf nickte zustimmend, strich ein Phosphorholz an der Sohle seines Lackstiefels und zündete sich eine sorgfältig gewählte Havanna an. Als er den ersten Zug gethan und die Wolke weggeblasen hatte, wandt er sich lavalierhaft verbindlich an Wanda und Stine und sagte: „Die Damen erlauben doch?“

Frau Pauline hatte sich gleich von Tisch in die Küche begeben und kam schon nach wenigen Minuten mit dem Kaffee zurück, eine Schnelligkeit, die sich nur daraus erklärte, daß sich Olga der ihr gewordenen Doppelaufgabe: das Kind ruhig und das Wasser im Kochen zu erhalten, mit einer durch Furcht und Hoffnung gleichmäßig geschärften Gewissenhaftigkeit inter-

zogen hatte. Der Kaffee wurde präsentiert, auch der alte Baron nahm aus dem Cigarrenkistchen, und einen Augenblick später kränkelten sich die Rauchwolken von zwei Seiten her durch die Luft.

„In der ganzen Welt giebt es keine zweite solche Cigarre,“ versicherte Papageno.

„Zugestanden,“ erwiderte der Graf. „Und zudem eine Cigarre hier, im Hause meiner Freundin, ist mir immer wie Opiumrauchen, das glücklich macht, und bei jedem neuen Zuge seh’ ich die Gesilde der Seligen oder, was dasselbe sagen will, die Houris im Paradiese.“

„Na, na,“ sagte die Pittelkow, die, wenn sie nicht schon da waren, neue Verhöhnungen fürchten mochte.

Der alte Graf aber ließ sich durch diesen Zursch nicht stören und fuhr seinerseits fort: „Überhaupt alles wundervoll, und ich vermisse nur eins, die Liqueure. Papageno hat freilich für den Kasten gesorgt (dafür ist er Papageno), aber nicht für den Schlüssel . . . Ah, sieh da, Fräulein Stine bringt ihn schon. Ich glaube, sie hat überhaupt den Schlüssel und schließt uns jedes Glück auf, vorausgesetzt, daß sie will . . . Und nun überlassen Sie mir die Wahl, meine Damen. Ich wette, daß ich’s für jede von Ihnen treffe.“

„Das wäre,“ sagte Wanda, „da bin ich doch neugierig.“

„Es ist leichter, als Sie denken. Jedem sind seine Neigungen von der Stine zu lesen: hier, meine Freundin, ist für Curacao (die Pittelkow nickte), der früher unter dem schlichteren Namen «Pomeranzen» eine nicht verächtliche Karriere machte, Fräulein Stine ist natürlich für Anisette, und Fräulein Wanda für einen Benediktiner oder zwei. Kosten Sie, meine Gnädigste. Wie denken Sie über solche Mönche? Nicht wahr, nicht übel?“

Es wurde nun immer belebter, und je mehr sich eine narrotische Wolke durch das Zimmer verbreitete, desto mysteriöser wurd’ auch die Sprache. Der alte Graf übernahm dabei die Führung, während Baron Papageno sekundierte. Beider Intimitäten aber richteten sich ausschließlich an Wanda, weil sie

vor den beiden Schwestern eine gewisse Scheu hatten, vor der älteren um ihres unberechenbaren Temperaments, vor der jüngeren um ihrer Unschuld willen. Wanda, die die momentane Vernachlässigung zu Beginn der Tafel längst vergessen hatte, sah in diesem beständigen Sichwenden an ihre Person selbstverständlich nichts als einen ihr zustehenden Triumph und beaufachte sich in der Fülle der ihr immer eindringlicher zu teil werdenden Huldigungen. Und was die Huldigungen nicht thaten, das that der Benediktiner. Alle Grandezza war längst abgestreift, und als sie mit einigen Coulissen-Geheimnissen debütierte und namentlich den alten Direktor in seiner eigentlichen Sphäre, der des Serails, gekennzeichnet hatte, war sie vorgeschritten genug, dem Wunsche des alten Grafen, der nach Proben ihrer Kunst verlangte, nachzugeben. Ein paar auch jetzt noch verbleibende Bedenken wurden durch Baron Papageno beseitigt, der im rechten Moment erzählte, „die Rachel habe, mit nichts als einem Spizenschleier drapiert, auf der Pfaueninsel die Phädra gespielt und den Kaiser Nikolaus zur Bewunderung hingerissen; er bezweifle nicht, daß Fräulein Wanda daselbe könne, gleichviel nun, ob sie den Ritter Toggenburg oder den Gang nach dem Eisenhammer oder auch bloß den Handschuh deklamire. Aber einer müsse hinter ihr stehen und die Geften machen; ohne Geften sei der Erfolg nur halb.“ Diese Frage wurde weiter ausgesponnen, und nachdem man die verschiedenen Formen und Zusätze durchgenommen hatte, durch deren Anfügung die Schiller'sche Ballade zu höherer Wirkung gelangen sollte, kam man schließlich überein, da doch alles auf den dramatischen Effekt hinauslaufe, lieber die Deklamation ganz fallen zu lassen und statt dessen ein Stück aufzuführen: ein Schattenpiel oder am liebsten eine Kartoffelkomödie. Dieses Wort, kaum gefallen, wurde mit Begeisterung aufgenommen, und Wanda, nachdem sie die noch vor ihr stehende kleine Tasse geleert, erhob sich von ihrem Sofasitze, zum Zeichen, daß sie nunmehr bereit sei, mit einer dramatischen Auf- führung zu beginnen.

„Aber was? was? . . . Lustspiel oder Trauerspiel?“

„Natürlich Trauerspiel . . .“ so klang es durcheinander, und selbst der junge Graf und Stine, die sich bis dahin zurückgehalten hatten, wurden lebendig. Wanda selbst aber verbeugte sich und sagte nicht ohne Anflug von Humor: „Ein verehrungswürdiges Publikum wird seiner Zeit über Inhalt und Titel des näheren verständigt werden.“

„Bravo! Bravo!“

Hierauf zog sie sich in der That zurück und ging in die Küche, wo sie das Nötigste für die Komödie zu finden hoffte. Die Püttelkow folgte. Bald danach aber erschienen beide wieder in Front der Wohnung, wo man sofort, die nach der Nebenstube führende Flügelthür öffnend, innerhalb eben dieser Thüröffnung ein kariertes Plaid auszuspannen und in etwa Mannshöhe zu befestigen begann. Dahinter nahm jetzt Wanda ihren Stand und drückte das Plaid gerade weit genug herunter, um bequem darüber fortschreiten zu können. Und nun verkündigte sie: „Judith und Holofernes, Trauerspiel in zwei Akten von Tuffauer, ohne Musik. Wir beginnen mit dem ersten Akt („sehr gut“ . . . „merkwürdig“) oder was dasselbe sagen will, mit der Zeltgasse des Holofernes.“

Und nach dieser Ankündigung schnellte das Plaid wieder in die Höhe, und an Stelle von Wandas brünettem Gesicht

erschien eine weißgekleidete Kartoffelprinzessin mit rotem Turban und rotem Siegellackmund. Natürlich Judith. Diese verneigte sich, geschickt dirigiert, vor dem Publikum, sah abwechselnd nach links und rechts, wie wenn sie jemand erwartete, und begann dann in etwas heiserem Ton:

„Er ist es, Holoferne, der schwergeprüfte Mann,
Ich seh sein großes Schwert und einen Klunker dran.“

Wirklich zeigte sich in eben diesem Augenblicke von der einen Seite her eine hagere Rotmantelgestalt mit einer Papierkrone:

„Wer bist Du, schöne Frau? Wo kommst Du hergeritt?
Im Krieg ist mancher Mann manchmalen etwas dreist.“

„Auch im Frieden,“ tuschelte Sarastro dem Baron zu. Judith aber fuhr fort:

„Ergebne Dreistigkeit erleid' ich fittig gern,
Ich nenne Judith mich und suche Holoferne.“
„So bin ich's, den Du suchst. . . Wie war ich so allein . . .“
„Doch nur durch Deine Schuld . . .“ „Es soll nicht länger sein.“

Und unter einem halb befehlshaberischen, halb vertraulichen Augen- und Fingerwink auf sein Zelt zuschreitend, folgte Judith, während das gleichzeitig im Nebenzimmer erlöschende Licht anzeigte, daß der Vorhang vorläufig falle.

Der junge Graf wollte Beifall klatschen, der Oheim aber hielt ihn zurück und erklärte, „daß man sein Feuer, auch in solchen Dingen, nicht zu früh verknattern müsse. Dies alles sei nur Vorspiel und stelle viel, viel Intrikateres in Aussicht. Er, für seine Person, sei vor allem neugierig, wie Fräulein Wanda gewisse scenische Schwierigkeiten, so beispielsweise das Komubium und in zweiter Reihe die Dekapitation überwinden werde. Freilich bestreite man jetzt das Vorhandensein scenischer Schwierigkeiten, aber alles habe doch seine Grenze.“

Sarastro würde noch weiter gesprochen haben, wenn nicht das sich wieder erhellende Nebenzimmer den Fortgang der Handlung angezeigt hätte. Wirklich erschien im nächsten Augenblicke Judith aufs neue, diesmal, um ihren entscheidenden Monolog zu halten.

„Er sterbe . . . Muß er's denn? Mir selber ist es leid,
Er sprach von einem Schmutz und sprach von einem Kleid,
Allein wer bürgt dafür? Ich weiß, wie Männer sind,
Ist erst der Sturm vorbei, so dreht sich auch der Wind;
Er sprach von Frau sogar, allein was ist es wert? . . .
Komm denn an meine Brust, geliebtes Nachschwert;
Er hat es so gewollt, — ich fasse seinen Schopf,
Daß er mich zubegehrt, das kostet ihm den Kopf.“

Und im selben Augenblicke (die Gestalt des Holofernes war inzwischen aus der Tiefe heraufgestiegen) vollzog sich auch schon der Enthauptungsakt, und der Kopf des Holofernes flog, über die Gardine fort, ins andere Zimmer hinein, und fiel hier vor Baron Papageno nieder. Alles klatschte dem Stück und mehr noch dem virtuosen Schwerthiebe Beifall, der alte Baron aber nahm den ihm zu Füßen liegenden Kopf auf und sagte: „Wahrhaftig, bloß eine Kartoffel. Kein Holofernes. Und doch war es mir, als ob er lebe. Was eigentlich auch nicht wunder nehmen kann. Denn, früher oder später, ist eine derartige Dekapitation unser aller Los. Irgend eine Judith, die wir »zubegehren,« — beiläufig eine herrliche Wortbildung, — entscheidet über uns und tötet uns so oder so.“

„Lassen Sie's, Baron. Wozu diese schwermüthigen Be-

trachtungen. Ich find' es einfach superb. Und glücklich der Dichter, der derlei schaffen konnte. Sie, Fräulein Wanda, nannten vorhin einen Namen, aber vielleicht nur um von sich persönlich abzulenken . . . Eigene Schöpfung?"

"O nein, Herr Graf."

"Nun, wenn nicht von Ihnen, meine Gnädigste, von wem denn?"

"Von einem jungen Freunde."

"Will sagen, von einem alten Anbeter."

"Nein, Herr Graf, von einem wirklichen jungen Freunde, von einem Studenten."

"Das sind wir alle. Was studiert er? Darauf kommt es an."

"Ich habe das Wort vergessen und auf seiner Karte steht es immer nur halb. Und sein Museum ist in der Königgräber Straße. Da wollen sie, wenn mir recht ist, herauskriegen, wie die Welt entstanden ist und woraus und wann."

"Und vielleicht auch warum? Ein sehr interessantes Studium . . . Und er dichtet auch?"

Wanda bejahte, zugleich hinzusetzend, daß es nichts Leichtes gewesen sei, seiner ersten Richtung in der Kunst ein Stück wie Judith und Holofernes abzugewinnen. „Er werde seine Muse nicht entweihen," so seien damals seine Worte gewesen. Aber sie habe, Gott sei Dank, Mittel in Händen gehabt, ihn zu zwingen.

"Ah, ich verstehe . . ."

"Nein, nicht das," Herr Graf. Er ist ein sehr verschämter junger Mann und liest mir bloß seine großen Trauerspiele vor, immer mit einem Vorspiel. Und dabei hofft er auf meine Fürsprache. Damit hab' ich ihn in der Gewalt. Freilich, ich muß es sagen, es wird nichts mit ihm. Aber ein guter Junge, der mir alles zuliebe thut."

"Glaub' ich," lachte der Baron. „Aber, meine Gnädigste, wer wolt' es auch anders? Und nun denk' ich, wir machen einen Whist."

Ein Spieltisch wurde herbeigeholt und aufgeklappt und die drei Herren und Wanda nahmen Platz. Auf ein niedriges Tischchen daneben wurde ein Champagnerkühler gesetzt und der alte Graf in Person machte den Wirt. Eigentlich trank nur Wanda, trotzdem auch ihr ein Spatenbräu sehr viel lieber gewesen wäre. Stine stand hinter Papagenos Stuhl und mußte die Versicherung mit anhören: „eine reine Jungfrau bringe Glück." Die Pittelkow machte sich wirtschaftlich zu thun und putzte bereits die Gabeln wieder blank.

So verging eine gute Weile. Zuletzt aber warf der alte Graf die Karten hin und sagte: „Kommt nichts dabei heraus. Ein Spiel ist eigentlich nur was, wenn es la banque ou la vie geht. Ich glaub', ich habe sieben Mark verloren und quäle mich nun schon eine Glockenstunde. Wanda, sind Sie bei Stimme? Natürlich; was frag' ich noch. Eine Dame wie Sie hat Ihre Requisiten immer bei sich. Omnia mea mecum portans . . ."

Papageno lachte.

Der alte Graf aber fuhr fort: „Omnia mea . . . Welche Perspektive! Auf Ihr Wohl, Wanda. Und auf das Ihre, Fräulein Stine. Pauline braucht unser Wohl nicht, der ist wohl von selbst."

"Na, na, Graf. Bloß nicht so. Von selbst? Wovon denn? Weiß es Gott, es is auch nicht immer 'n Vergnügen."

"O vorzüglich, Pauline. Du bist doch die Beste. Stoß an, Kind. Aber nun singen, Wanda."

"Ja, wer begleitet?"

"Natürlich der, der allein begleiten kann: Papageno."

"Gut, gut."

Und der alte Baron schob einen Stuhl ans Klavier, drehte den kleinen Schlüssel und öffnete. „Was soll es sein?"

"Nun," sagte der alte Graf, „das wenigstens sind wir Dir schuldig, Freund, daß wir mit der Papageno-Arie beginnen. Also: «Bei Männern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herze nicht.» Aber freilich, das ist eine Plattitüde, das ist selbstverständlich. Erst was folgt, ist das Eigentliche. «Die süßen Triebe mitzufühlen, ist dann des Weibes erste Pflicht.»"

Der Baron nickte zustimmend und wiederholte den Schluß: „ist dann des Weibes erste Pflicht." Wanda aber, die, wie die meisten ihrer Art, an ganz immotivierten Anstands- und Tugendrückfällen litt, sagte mit einem Male: „Nein, meine Herren, es ist noch zu früh. Ich finde, dies Lied ist schon über der Grenze."

Die Herren sahen einander an, weil keiner wußte, was er aus diesem Unsinn machen sollte, die Pittelkow aber, die sich über das „Wandasche Gehabe" ganz aufrichtig ärgerte, fuhr energisch dazwischen und sagte: „Tott, Wanda, bloß keine Geschichten. Grenze! Wenn einer so was hört! Man is entweder rüber oder man is nicht rüber. Un wenn man erst rüber is, und wir sind rüber, dann is es auch ganz egal, ob es Klock zehn is oder Klock elfe. Nein, Wanda, bloß nicht zieren. Immer anständig, dafür bin ich, aber zieren kann ich nicht leiden."

Es schien sich ein Streit entspinnen zu sollen, der, bei dem rücksichtslosen Charakter der Pittelkow, bei der alles immer biegen oder brechen mußte, leicht zu sehr unliebamen Erörterungen hätte führen können. Niemand wußte das, nach allerpersönlichsten Erfahrungen, besser, als der alte Graf selbst. Er sprang also über den Streitpunkt rasch weg und sagte: „Dann bin ich, wenn es die Zauberflöte nicht sein kann, für den Alten Feldherrn. Aber im Kostüm."

Das wurde denn auch allerseits freudig aufgenommen und nach kurzem Rückzug in die Nebenstube trat Wanda wieder ein, rot drapiert und eine Gardinenstange statt des Fahnenstocks in der Hand.

„Singen, singen!"

„Ich werde ja," sagte Wanda, sich vor ihrem Publikum verneigend. „Aber was? Der Alte Feldherr hat zwei Stücke."

„Nun denn, das Hauptstück: «Fordre niemand mein Schicksal zu hören.» Ein wundervolles Lied und ebenso wahr wie ergreifend. Eigentlich könnt' es jeder singen, vor allem solche alte Feldherrn wie wir. Nicht wahr, Papageno? Aber nun anfangen. Schnell, schnell."

Und im nächsten Augenblick brach es los und durch alle drei Stockwerke hin, so daß selbst die Polzins oben es hören konnten, klang es in immer erneutem Refrain:

„Nüt mir nichts, ist mir gar nichts geblieben.

Als die Ehr' und dies alternde Haupt."

Die Pittelkow hatte sich dabei hinter den Stuhl des alten Grafen gestellt und schlug mit ihrem Zeigefinger den Takt auf seiner kahlen Kopfstelle.

Wanda war glücklich und gab immer Neues zum besten, wobei die Pittelkow, die viel Gehör hatte, die zweite Stimme sang, während Sarastro mit seinem Bass und der nach wie vor am Klavier begleitende Papageno mit seinem schadhaft gewordenen Bariton einfielen.

Nur der junge Graf und Stine schwiegen und wechselten Blicke.

6. Kapitel.

So verging noch eine Stunde. Dann brach man endlich auf und Sarastro und Papageno baten mit aller Dringlichkeit um die Ehre, Fräulein Wanda, „damit ihr nichts zustoße.“ gemeinschaftlich nach Hause bringen zu dürfen. Der junge Graf schloß sich wohl oder übel an. Die so doppelt und dreifach Gefeierte drang freilich ihrerseits auf Vereinfachung des Verfahrens, immer wieder versichernd, „daß einer genüge.“ Sie sah sich aber überstimmt. „Die Verantwortung sei zu groß.“

Als alle fort waren, nahm die Pittelkow ihre Schwester um die Taille, walzte mit ihr dreimal im Zimmer umher und sagte dann: „So, Stine, nu wird es erst nett. Eine braune Kanne voll hab' ich uns gleich noch beiseite gestellt und ein paar Morgenjammeln sind auch noch da. Die werden nu woll zäh genug sein, aber mit Butter geht es doch, da rutsch sie . . . Nein, diese Wanda: nich zu glauben. Und eine Stimme, wie 'ne Harfenjule.“

Stine versuchte zum Guten zu reden und warf der Schwester vor, daß sie, wie gewöhnlich, viel zu streng sei. Zudem verrate sie sich; alles was sie da sage, sei doch bloß aus Eifersucht. Aber sie brauche gar nicht eifersüchtig zu sein, denn alle drei seien ja mitgegangen und drei seien immer besser als einer. Die gute Wanda! Nun ja, wenn man wolle, so ließe sich jedem was ans Zeug flicken (ihnen beiden auch), alles in allem aber sei die Grüzmacher eigentlich eine nette Person und jedenfalls eine sehr gutmütige.

„Ja,“ sagte Pauline, „das ist sie; man bloß so wichtig und zierig. Und wenn sie sich dann ausgeziert hat, denn ziert sie sich wieder nicht genug und hat so was Zohliges und Genierliches.“

„Du bist heute gut im Zuge,“ lachte Stine. „Das also ist Wanda. Und nun sage mir, wie bin ich denn? Aber nein, sag' es mir lieber nicht . . .“

„Will auch nicht . . .“

„Sage mir lieber etwas über die Drei. Wie steht es mit dem alten Grafen?“

„Ein Ekel.“

„Und mit dem Baron?“

„Ein Dummbart.“

„Und mit dem jungen Grafen?“

„Ein armes, krankes Huhn.“

7. Kapitel.

Der nächste Tag verging, ohne daß sich die Schwestern auch nur gesehen hätten: die Pittelkow hatte wieder Ordnung

zu schaffen und Stine sollte bis Sonnabend abend noch eine große Rahmenstickerei abliefern.

Und still und ohne Begegnung wie der erste Tag schien auch der zweite vergehen zu sollen. Niemand kam zu Stine hinauf und diese — nachdem Olga den Drücker gebracht hatte, — wußte nur das eine, daß ihre Schwester Pauline mit beiden Kindern in die Stadt gegangen sei. Langsam schwanden die Stunden, und die niedergehende Sonne hing schon tief zwischen den zwei Türmen des Hamburger Bahnhofs, als ein elegant gekleideter Herr die Invalidenstrasse heraufkam und in Nähe des von Stine bewohnten Hauses eine Häufmusterung begann. Es war der junge Graf, der, seinem Sehen und Suchen nach zu schließen, die Pittelkowsche Hausnummer samt ihrem a, b, c vergessen haben mußte, trotzdem aber darauf rechnete, sich in dem Wirrwarr zurechtzufinden. Und sei's nun aus Zufall oder mit Hilfe kleiner Zeichen, er traf es wirklich, und als er gleich danach auf dem ersten Treppnflur: „Winwe Pittelkow“ las, stieg er, nimmehr sicher geworden, ohne weiteres bis ins dritte Stock hinauf und klingelte. Stine, die die Schwester erwartet haben mochte, kam rasch und öffnete.

„Gott, Herr Graf.“

„Ja, Fräulein Stine.“

„Sie wollen zu meiner Schwester; meine Schwester muß gleich zurückkommen. Ich habe Drücker und Schlüssel und kann Ihnen aufschließen.“

„Nein, ich will nicht zu Ihrer Schwester; ich will zu Ihnen, Fräulein Stine.“

„Das geht nicht, Herr Graf. Ich bin allein und ein alleinstehendes Mädchen muß auf sich halten. Sonst giebt es ein Gerede. Die Leute sehen alles.“

Er lächelte. „Wenn es so ist, Fräulein Stine, dann ist rasches Eintreten immer noch das Sicherste.“

„Nun gut, Herr Graf . . . Ich bitte . . .“

Und damit trat sie von der Korridorthür zurück und ging ihm voran, auf ihr Zimmer zu.

Die Polzin hatte, so lange das Gespräch dauerte, beobachtend an ihrem Thürknobloch gestanden. Im selben Augenblick aber, wo Stine, voranschreitend, den Grafen in ihr Zimmer führte, wandte sie sich ebenfalls in ihre halbdunkle Stube zurück, in der auf einem kiehnen Klappstisch bereits das Abendbrot für ihren Mann stand: ein Bückling und ein rundes Landbrot, von dem sie jedesmal zwei kaufte, „weil sich das frische zu sehr weghebe.“

„Na,“ sagte Polzin, „was meinst Du, Mutter? Drei Mark mehr is nu woll nich zuviel?“

„Drei . . .? Wo denkst Du hin? Wenigstens fünf. Man bloß, daß es noch nich sicher is. Er war so zittrig und bibberte so.“

Und bei diesen Worten legte sie das Ohr wieder an die Wand, während Polzin, der mit seiner Klapperei die Horchscene nicht stören wollte, von seiner Arbeit aufstand und sich an sein Abendbrot machte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehescheidung und die bürgerliche Gesellschaft.

von
Dr. Ludwig Fulda.

Die in Aussicht stehende einheitliche Regelung des bürgerlichen Rechtes für das ganze deutsche Reich stellt die Gesetzgebung vor die schwierige, die weitesten Kreise der Gesellschaft berührende Frage, welche Stellung sie zu der Ehescheidung einnehmen soll. Ist schon bei allen dem Familienrechte angehörigen Fragen wegen der dabei in Betracht kommenden sittlichen Interessen eine besondere Vorsicht zu beobachten und muß der Staat bei ihrer Regelung davon Abstand nehmen, einer theoretischen Anschauung zu Liebe gewagte Versuche durch seine Vorschriften zu machen, welche für das Familien- und Gesellschaftsleben von unberechenbaren und unabsehbaren Folgen sein könnten, so gilt dies ganz besonders von der Regelung der Ehescheidungsrechte; eine Gesetzgebung, welche in der Erleichterung der Ehescheidung zu weit geht, wie dies beispielsweise die Gesetzgebung der französischen Revolution gethan hat, würde einen unheilvollen Einfluß auf die gesellschaftliche Anschauung über das Wesen der Ehe und die Stärke des ehelichen Bandes ausüben, sie würde damit der gesellschaftlichen Sittlichkeit einen Schlag zufügen, von dessen Folgen sie sich nur schwer erholen könnte; die Konsequenzen, welche die eben erwähnte Verirrung der französischen Gesetzgebung zu seiner Zeit nach sich zog, da die nicht gerade spröde Dame Momoro sich im durchsichtigen Gewande als Göttin der Vernunft huldigen ließ und die Schwärmerei für das hellenische Altertum bis zu dem griechischer Heind ging, müssen den Gesetzgebern zu allen Zeiten als Menetekel dienen, sich nicht auf jenen abschüssigen Pfad zu begeben, der mit der Auflösung des ehelichen Lebens endet. Andererseits muß der Gesetzgeber nicht minder davor gewarnt werden, die Ehescheidung allzusehr zu beschränken und die Gründe auf ein Minimum zu verringern, wegen deren der eine und andere Eheheil die Trennung eines unglücklichen Bundes begehren kann; die Gefährdung der gesellschaftlichen Sittlichkeit, welche durch eine solche Regelung droht, ist kaum geringer wie diejenige, welche von einem Rechtszustande zu erwarten, bei dem sich die Gesetzgebung auf den ersteren Standpunkt gestellt hat. Für das Deutsche Reich besteht aber die Gefahr zur Zeit nicht darin, daß man in der Erleichterung der Ehescheidungen zu weit geht, sondern in dem Gegenteil. Der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches, der seit Jahr und Tag veröffentlicht ist und bereits eine Anzahl von Besprechungen und kritischen Erörterungen hervorgerufen hat, welche auch dem Fachmann die Uebersicht erschwert, hat sich der Ansicht zugewendet, daß die Ehescheidung möglichst beschränkt werden müsse, um die Festigkeit des ehelichen Bandes möglichst zu stärken. Demgemäß hat er nicht nur die Zahl der Gründe, wegen denen geschieden werden kann, außerordentlich beschränkt, sondern auch die Vorschrift aufgenommen, daß in den meisten Fällen nicht sofort die Scheidung, sondern erst eine zeitweilige, höchstens sich auf zwei Jahre erstreckende Trennung der Ehegatten, ausgesprochen werden soll, um denselben Gelegenheit zu geben, sich wieder anzuzöhnen; erst nachdem diese Probezeit erfolglos verstrichen ist, soll auf Ehescheidung erkannt werden. Um dem nicht juristisch gebildeten Leser einen Begriff von dem Inhalt des Ehescheidungsrechtes zu geben, wie es sich nach dem Entwurf darstellt, sei darauf hingewiesen, daß Geisteskrankheit, mag auch ihr unheilbarer Charakter durch das Zeugnis der Professoren der Psychiatrie sämtlicher Hochschulen des Deutschen Reiches und Oesterreichs festgestellt sein, gleichwohl nicht als Ehescheidungsgrund erachtet wird. Der Gesetzgeber zwingt das junge Weib, dessen Gatte nach ein- oder zweijähriger Ehe rettungslos der völligen Geistesinntrübung anheimgefallen ist, die Fesseln dieser Ehe, die doch wahrlich nur noch eine Schein-Ehe ist, bis zu dem Tode des Irren zu tragen, mag daraus entstehen was will, er hat für die Macht der Leidenschaften, die in des Menschen Brust wohnen, kein Verständnis, den psychologischen

Erfahrungen trägt er keine Rechnung; dem Principe zu Liebe, die Zahl der Scheidungen möglichst zu verringern, muß die Schein-Ehe fortbestehen. Ebenso wie mit diesem Grunde verhält es sich mit andern Gründen, welche das Gesetzbuch nicht als genügend ansieht, um mit Rücksicht auf sie eine Scheidung verlangen zu können. Erfüllt nun dieses System die Forderung, welche an jedes Recht gestellt werden muß, die Forderung der Zweckmäßigkeit, genügt es den berechtigten Ansprüchen der Gesellschaft, genügt es dem Zweckgedanken, welcher der Gesetzgebung als Direktive dienen soll und muß, dürfen wir von ihm wirklich die Erwartung hegen, daß es die Sittlichkeit sowohl bei dem einzelnen wie bei der Gesellschaft stärken und besorgen werde? Wir glauben, daß ein entschiedenes Nein die einzige Antwort ist, die auf diese Frage gegeben werden kann. Der Mensch ist kein theologisches Abstraktum, dessen Handlungen sich nach einem doktrinären Grundsatz regeln lassen, sondern ein mit Leidenschaften ausgestattetes Wesen, und wenn es der Gesetzgeber versucht, diese Leidenschaften in ungehöriger Weise einzudämmen, so beschwört er die Gefahr herauf, daß sie sich einen gewaltigen Ausweg suchen und so die Gesundheit des gesellschaftlichen Lebens in Frage stellen. Die Erfahrung hat zur Genüge bewiesen, daß die Gesellschaft, welche unter einem übermäßig strengen Ehescheidungsrechte lebt, zur Selbsthilfe greift. Die Geschichte beweist in einer für unbefangene Beurteilung unzweideutigen Weise, daß ein den gesellschaftlichen Bedürfnissen nicht entsprechendes Ehescheidungsrecht jene bedenklichen Uebel- und Mißstände im Familien- und Gesellschaftsleben zur Folge hat, welche die Dumas, Sardou, Augier und andere französische Dichter seit nimmehr fast einem Menschenalter auf der Bühne darstellen. Der Staat ist allerdings berechtigt, von seinen Untertanen zu verlangen, daß sie ihre Leidenschaften beherrschen, aber andererseits sind auch diese berechtigt von ihm zu fordern, daß er ihr Lebensglück nicht einer Theorie zum Opfer bringt; versucht es der Staat gleichwohl, ein einseitiges Prinzip bis zu seinen letzten Konsequenzen durchzuführen, so wird er die Erfahrung machen, daß er Zustände heraufbeschwört, welche alles eher denn erwünscht sind. Wir stehen nicht an zu behaupten, daß die von dem Entwurfe in Vorschlag gebrachte Regelung des Ehescheidungsrechtes die gesellschaftliche Sittlichkeit in schwerstem Maße schädigen würde, und es zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit wieder einmal, daß des Guten größter Feind das Bessere ist. Man will mit allen Mitteln dahin zu wirken suchen, daß möglichst wenig Ehen geschieden werden, als ob die Gesellschaft an der Existenz einer großen Anzahl von Scheinehen, die der sittlichen Grundlage innigen Gemeinschaftslebens entbehren, ein Interesse habe, als ob der wahren Sittlichkeit damit gedient sei, daß die Ehegatten sich in jeder Hinsicht fremd, mit Abneigung und Haß einander gegenüberstehen, als ob es in diesem Falle nicht viel sittlicher wäre, das innerlich längst zerrissene Band auch äußerlich zu lösen? So wenig erfreulich eine Ehescheidung auch ist, so schädigt sie das gesellschaftliche Wohl doch weit weniger, als die äußerlich fortbestehenden, in der That aber schon getrennten Ehen, die nur dazu dienen, der gesellschaftlichen Heuchelei Vorschub zu leisten und den Deckmantel für Unzuträglichkeiten jeder Art abzugeben. Für die reiche Bevölkerungsklasse hat dieses System zudem noch weit weniger Unannehmlichkeiten im Gefolge als für die ärmere und unbemittelte. Der Reiche kann sich trotz des Gesetzes, das ihm die Trennung versagt, von seiner Frau trennen, er mietet sich eine besondere Wohnung, er zieht in eine andere Stadt, er ist also in der Lage, die Ehe gleichwohl thatsächlich aufzuheben; in dieser Lage ist aber der Arme, der nur über einen beschränkten Wohnraum verfügt, mit nichten, er muß nach wie vor mit dem ihm verhaßt gewordenen andern Eheheile in denselben Räumen hausen, er empfindet also die Unbilligkeit des Gesetzes vor allem, und schon dieser Umstand genügt, um das System desselben als ein vollständig verfehltes, in praktischer Beziehung als ein hochbedenkliches erscheinen zu lassen. Welche Folgen das aufgezwungene Zusammenleben in wirtschaftlicher Beziehung hat, kann sich jeder leicht

ausmalen. Man braucht sich nicht zu wundern, wenn unter der Herrschaft eines solchen Gesetzes der Arbeiter, welcher sich an eine Frau gekettet sieht, mit der er nicht mehr zusammenzuleben vermag, aus der Kneipe nicht mehr nach Hause kommt, wenn er in dem Trunke Vergessenheit sucht, man braucht sich nicht darüber aufzuhalten, wenn ein solcher Rechtszustand in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, vornehmlich aber in den unteren, Völlerei und Unmäßigkeit befördert. Es ist also nicht sowohl eine Stärkung der gesellschaftlichen Sittlichkeit, welche als Folge eines Gesetzes erwartet werden kann, das den obigen Standpunkt vertritt, sondern im Gegenteil eine Schwächung der Moral wird durch dasselbe bewirkt werden, und zu spät wird man einsehen, daß es nicht wohlgethan war, einem Prinzipie zu Liebe das öffentliche Rechtsbewußtsein unberücksichtigt zu lassen; daß der Staat, indem er die Ehecheidung in der Weise regelt, wie dies der Entwurf in Aussicht nimmt, sich von dem Boden des staatlichen Rechtes entfernt und konfessionellen Forderungen Eingang in seine Gesetzgebung gewährt, soll hier nicht weiter erörtert werden, es kam uns nur darauf an, die Frage unter dem Gesichtspunkte des Bedürfnisses der Gesellschaft und der gesellschaftlichen Sittlichkeit zu beleuchten, und unter diesem muß das Urtheil über die Brauchbarkeit dieses Theiles des Entwurfes entschieden verneinend lauten. Die Mißbilligung, welche derselbe in der öffentlichen Beurteilung gefunden, beweist besser als umfangreiche Erörterungen, daß sich die Gesellschaft durch seinen Inhalt alles eher dem befriedigt fühlt, und es mag hieraus wohl die Hoffnung geschöpft werden, daß das deutsche Volk vor einem Ehecheidungsrecht bewahrt werden wird, das wir als ein wahres Unglücksrecht erachten würden. Eine von weisen Gesetzen umgebene Ehecheidung bedeutet, wie Mantegazza mit Recht sagt, die Garantie für die Würde der Ehe.

Vorratskammern im Pflanzenreiche.

von
Dr. Theodor Jaensch.

S In den Blumenhandlungen größerer Städte sieht man häufig um die Blütezeit der Hyazinthen eigentümlich gestaltete Gläser, welche je ein Stück dieser herrlich duftenden Pflanze in gewöhnlichem Wasser wurzeln und ihr Lebenswerk vollbringend enthalten, ohne daß man etwas anderes nötig hätte, als von Zeit zu Zeit das Wasser zu erneuern und den Verdunstungsverlust durch Auffüllung bis zum Rande zu ersetzen. Die Gläser sind kegelförmig, also von unten nach oben schmaler werdend; am Rande folgt jedoch weiter oben noch eine kurze, aber im Durchmesser beträchtliche bauchartige Erweiterung, welche zur Aufnahme der Zwiebel des Gewächses dient. Von hier aus wachsen Blütenstängel und Blätter der Blume nach oben, die Wurzeln nach unten in den eigentlichen Innenraum des Glases hinein, und dieser letztere eben ist mit Wasser gefüllt. In dem Zustande, wie man das Ganze gewöhnlich zum Verkaufe angeboten sieht, ist dann die Blütentraube meist schon entwickelt; die Wurzeln aber bilden ein fenzengerade nach unten gewachsenes und den Boden erreichendes Büschel gleichlaufender Fäden von blendender Weiße, ohne jegliche Verzweigung in kleinere Fasern, welches in seiner Farbenfrische und regelmäßigen Anordnung ebenfalls das Auge wohl zu erfreuen geeignet ist.

Etwas Ähnliches beobachtet man das ganze Jahr hindurch an den verschiedensten Vertretern des Gewächsreiches in den Räumen pflanzenweltlicher Werk- und Forschungsstätten, wie sie sich in jeder deutschen Stadt finden, die eine Hochschule besitzt. Eine junge Erbsenpflanze, ein Kastanienbäumchen, eine Maispflanze werden auf ähnliche Weise gepflegt und gezüchtet, nur nicht mit solcher Berechnung einer dem Auge wohlgefälligen Form. Gewöhnlich schwimmt in einem weiten Glasgefäß

auf einer wässerigen Flüssigkeit eine mit dreieckigem Ausschnitt versehene große Korkscheibe, in welcher der unterste Teil der betreffenden Pflanze eingeklemmt ist, so daß abermals Laub und Stengel in die Höhe wachsen, während die Wurzeln auf das Wasser angewiesen sind und sich dort nach Belieben ausbreiten können. Auch in diesen Fällen lassen sich die Pflanzen nach dem Ermessen des Versuchsanstellers bis zu einer beliebigen Entwicklungsstufe heranziehen; man kann sie zur Blüte und selbst zur Frucht bringen, ja ein- oder zweijährige Pflanzen ihren gesamten Lebenskreislauf „im Glase Wasser“ vollenden lassen.

Abgesehen von dem befremdlichen Eindrucke des Ganzen in seiner äußeren Erscheinung wird auch dem Ungelehrten, der an solchen Dingen nicht achtlos vorübergeht und sie als selbstverständlich hinnimmt, weil sie da sind, vor allem auffallen, daß bloßes Wasser hinreichend sein soll, um alle diese pflanzlichen Wesen zu ernähren, während er doch in der Natur nur Gewächse von ganz bestimmter, anderer Beschaffenheit an solchen feuchter Stätte anzutreffen gewohnt ist, und weiß, daß es sich hier um Pflanzen handelt, die für gewöhnlich in feitem Erdboden auf dem Lande wurzeln, und diesen nicht bloß zu ihrer dauernden Befestigung brauchen, sondern seinen Bestandteilen auch die zum Aufbau und Wachstum ihres Leibes nötige Nahrung entziehen. Der Kenner dagegen sieht trotz des täuschenden Augenscheins, daß es sich in den beiden berührten Fällen dennoch um ziemlich verschiedene Dinge handeln muß; und schon jeder Chemiker würde den Laien zum Teil darüber belehren können, wenn er die verschiedenen wasserhellen Flüssigkeiten einer stofflichen Prüfung unterwürfe. Er würde dann nur in dem Falle mit der Hyazinthe wirklich gewöhnliches Wasser finden, in den übrigen dagegen die verschiedensten aufgelösten Bestandteile mineralischer, salzhafter Natur in der scheinbar reinen Flüssigkeit nachweisen können.

Bekanntlich besteht die Nahrung der meisten Gewächse aus zweierlei Stoffen beziehungsweise Stoffgruppen: solchen, die sie aus der Luft, und solchen, die sie aus dem Boden aufnehmen. Die Aufnahme der ersteren erfolgt durch das Laub, die der letzteren bei den Landpflanzen durch die Wurzeln. Indem diese vermittelt ihrer hohlen Härchen mit den feinsten Bestandteilen des Erdbodens förmlich verwachsen, sind sie im Stande, die von ihm festgehaltenen, für sie brauchbaren Stoffe an sich zu ziehen und der Wurzel selbst, sowie von da aus dem gesamten Pflanzenkörper zuzuführen. Hierzu muß der Boden freilich mehr oder weniger von Wasser durchtränkt sein; aber dasselbe dient in der Menge, in der es verbraucht wird, vorwiegend nur als Lösungsmittel für die Bodensalze, weniger als eigentlicher Nahrungsbestandteil. Somit kann es allein nicht ausreichen, um wirkliches Wachstum der Pflanzen zu fördern.

Es würde für den Zweck dieses Aufsatzes zu weit führen, auf die aus den Grundlagen der pflanzlichen Ernährungslehre bekannte stoffliche Zusammensetzung und Beschaffenheit der fraglichen Bodensalze näher einzugehen. Das eine muß jedoch bemerkt werden, daß ihnen allen der Kohlenstoff fehlt, welcher aber zur Herstellung jeder lebensfähigen Stoffverbindung unbedingt erforderlich ist. Auch die pflanzliche Lebensmasse enthält ihn, und kann ohne ihn nicht ergänzt und erneuert, geschweige denn vermehrt werden. Allein darum schon ist den Pflanzen ein zweites Werkzeug der äußeren Nahrungsaufnahme notwendig, und dieses haben sie in den Blättern. Da dieselben in der Luft ausgebreitet sind, so liefern sie bei ihrer sonstigen Eignung für den vorliegenden Zweck die nötige Ergänzung zu den Leistungen der Wurzeln, indem sie der der irdischen Luft stets beigemengten Kohlenensäure ihren Kohlenstoff entziehen. Es steht fest, daß sie dies thun, wie man unter anderem dadurch nachgewiesen hat, daß man Pflanzen in künstlich gereinigter, gänzlich kohlenstofffrei gemachter Luft unter Abschluß hielt, worauf sie die Bildung lebensfähiger Körpermasse alsbald einstellten. Allerdings ist außerdem noch die Mitwirkung des Lichtes hierzu notwendig, wie die Versuche

mit im Dunkeln gehaltenen Pflanzen ergeben, die die Kohlen- säure wieder nicht verwerten können, auch wenn sie ihnen geboten ist.

Die Lebensmasse der Pflanzen kann aber auch umgekehrt nicht aus den in der Luft enthaltenen Stoffen allein gebildet werden; und so ergänzen sich Wurzeln und Blätter in der That gegenseitig. Denn die Lebensmasse besteht aus Ver- bindungen, welche unter allen Umständen außer dem Kohlen- stoff noch Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Schwefel und etwas Phosphor enthalten, und die die organische Chemie als Eiweißverbindungen zu bezeichnen pflegt; außerdem ist aber zu deren Bildung wieder noch die Mitwirkung der Metalle Kalium, Calcium (Kalkstoff) und Magnesium (Bittererdestoff) sowie kleiner Mengen Eisen notwendig, ohne welches die Blatt- zellen nicht ergrünen, und daher abermals in ihrer Wirkung lahmgelegt werden, da erfahrungsmäßig nur grüne Zellen die Nahrungsaufnahme aus der Luft mit Hilfe des Sonnenlichtes zu besorgen im Stande sind. Die meisten der genannten Stoffe kann die Pflanze nur aus dem Boden aufnehmen; teils sind sie in der Luft gar nicht vorhanden, teils nicht in einer Form, in welcher sie den Einwirkungen der pflanzlichen Grünzellen zugänglich wären.

Daß dies alles so ist, sollen eben die eingangs dieser Zeilen berührten Versuche in den pflanzenphysiologischen Labo- ratorien beweisen. Die bei jenen Wasserzuchten verwendeten Pflanzen gedeihen fast, wie wenn sie in ihrem natürlichen Nähr- boden steckten; und wenn sie doch vielleicht ein wenig an Fülle des Laubes und ähnlichem hinter ihren freilebenden Geschwi- stern zurückstehen, so liegt dies an Einflüssen weniger grund- legender Art, wie zum Beispiel daran, daß sich ihre Wurzeln immerhin nicht derartig ausbreiten können wie im Freiland- boden. Hinter Topfgewächsen, die derselben Benachteilig- ung unterliegen, stehen sie aber eben deshalb fast gar nicht zurück. Die Flüssigkeit, in der ihre Wurzeln wuchern, ent- hält eben die ihnen nötigen Mineralstoffe so gut wie der Erd- boden; es ist eine sogenannte Nährlösung, in welcher man die in Betracht kommenden Salze im entsprechenden Mengen- verhältnis zum Wasser vorher aufgelöst hat. Somit findet der aufragende Teil des Gewächses dieselben, der abwärts wach- sende wenigstens die wesentlichen Daseinsbedingungen wie in der Natur.

Anders ist es bei der Hyazinthe; denn dieser stellt man keine „Nährlösung“ zur Verfügung. Sie gedeiht in reinem, selbst dampfgereinigtem Wasser. Auch bei ihr hat der obere Teil, der Stengel und Blätter trägt, die gleichen Lebensbedin- gungen wie die im Topfe wachsende Schwester; auch ihre grünen Zellen können bei Licht und Luft Kohlenensäure zerlegen und Kohlenstoff aufnehmen, und thun es. Aber ihre Wurzeln können ihr aus dem Wasser des Glases nicht die nötigen Bil- dungstoffe zuführen, deren sie zur Ergänzung bedarf; weil diese gar nicht darin vorhanden sind; nicht einmal das bißchen Eisen können sie ihr liefern, das zum Ergrünen gehört, und doch sind ihre Blätter grün, und nichts scheint ihr zu man- geln. Wie ist dies nun möglich, da wir doch wissen, daß kalium-, magnesium- u. s. w. haltige Stoffe in ihren Säften mit den von dem Laubgrün gebildeten kohlenstoffhaltigen zu- sammentreffen müssen, um Verbindungen einzugehen, die die Wachstumsmasse zu vermehren im Stande sind?

Die Lösung des Rätsels ist in der Zwiebel zu suchen, die der Hyazinthe gleich vielen andern Gewächsen eigen ist; und man kann den gleichen Versuch mit jeder andern Pflanze machen, die eine solche entwickelt. Diese Zwiebel ist im Grunde nichts anderes als eine dicke, stark angeschwollene Knospe. Sie besteht wie jede Knospe aus Blättern, die einen Stengel mit dem wachsenden Ende einschließen, und enthält sogar bereits die Anlage der einzelnen Blüten, wenn noch kein grüner Keim aus der Zwiebel hervorschaut. Doch sind die Blätter von zweierlei Art; abgesehen von den alleräußersten, welche eine trocken-schalige Hülle bilden und einen bloßen Verdunstungs- schutz abgeben, sind die äußeren saftig und dick, aber eben

„zwiebelartig“ und grünlos, die inneren erst eigentliche Laub- blätter, ebenfalls dicksaftig, aber von vollgrüner Farbe, und nur im Dunkeln kommen sie gelb zum Vorschein. Nur sie wachsen auch zu langen, wirklichen Blättern aus, die dem Auf- wärtsstreben des Stengels folgen, während die Zwiebelblätter oder Zwiebelschalen kurz bleiben und die trockenen Hüllen nie- mals verlassen. Was aber fast noch merkwürdiger ist: selbst wenn man das Ganze völlig im Finstern vor sich gehen läßt, kann man ohne Licht und ohne Nährsalze die Pflanze bis zum Blühen und Dufte bringen, und auf den rein gelb er- wachsenden Blättern erhebt sich dann vielleicht eine dunkelblaue Blütentraube. Die ersteren bleiben dann freilich kleiner, und auch der Stengel will sich nicht recht erheben; aber im übrigen ist der Erfolg derselbe wie am Licht, sei die Pflanze in reinem Wasser, in Nährlösung oder im Topf mit Erde gewachsen. Das alles erreicht erst sein Ende, wenn die Blüten zu welken beginnen und nun ein neuer Abschnitt des Pflanzenlebens, die Fruchtbildung, in ihr Recht tret- ten möchte. Dann erst versagen der Pflanze die Kräfte.

Daß es ihr aber möglich ist, bis dahin ohne jegliche fremde Hilfe außer der des Wassers und der Luft auszukom- men, verdankt sie allein den saftigen Schalen der Zwiebel. In ihnen hat die Mutterpflanze, und sie selbst im vergangenen Jahre, die ergiebige Masse von Vorrat aufgehäuft, von dem sie bisher gelebt, und der nun erst erschöpft ist. Läßt man die Pflanze noch weiter ohne Nahrung im Wasser stehen, so wächst sie sich aus und stirbt ab. Dies würde auch viel häufiger be- obachtet werden, wenn nicht die meisten Blumenliebhaber die Pflanze nach dem Verblühen ohnehin zu den Toten zählten und sich nicht weiter um sie kümmerten; wo dies aber doch geschieht, zeigt sich bald der Unterschied zwischen einer so be- handelten und einer im Topfe gepflegten.

Die Hyazinthe, der man die zur Ernährung von außen notwendigen Stoffe gegönnt hat, entwickelt vor allem auch nach dem Verblühen die Blätter noch weiter und bringt sie zu größerer Fülle als vorher. Und selbst wenn man ihr bald das erfrischende Wasser entzieht und sie nicht mehr begießt, viel- leicht auch ihr Stengel und Blätter abschneidet und den Topf an einen unbeachteten Ort stellt, wird man beim Nachsehen gegen den Herbst hin finden, daß die Pflanze nicht müßig ge- wesen ist, und daß sich in der Achsel der ehemals saftigen, nun verwelkten oder vertrockneten, wohl auch bereits verwesenen Zwiebel- blätter eine neue junge Zwiebel vorfindet, die die gesamte noch übrige Lebens- und Wachstumsmasse der Mutterpflanze in sich aufgenommen und teilweise verarbeitet hat. Bei einer in bloßem Wasser weiter gehaltenen Pflanze würden wir vergebens nach einer solchen suchen; wir würden alle Teile schließlich papier- dünn vertrocknet finden; denn sie hat sich buchstäblich zu Tode gehungert. Wohl aber könnten wir auch hier noch ein, wenn auch anfangs nur langames, Weiterleben erzielen, wenn wir ihr im rechten Augenblicke zuletzt noch Nahrung zuführten; wenn wir also ein bis zum Verblühen in reinem Wasser ge- zogenes Stück nun noch in Erde pflanzen, oder ihm das Wasser durch Zusatz der erforderlichen Salze in eine Nähr- lösung verwandeln. Solange die Zwiebel noch etwas zu geben hatte, war dies nicht nötig; denn die Zwiebel war die auf so lange Zeit unererschöpfliche Vorratskammer, aus der sich die Pflanze bis hierher versorgte.

In Wirklichkeit hat die letztere daher dennoch einen Teil ihrer Nahrung dem Boden entnommen; nur war dies schon früher geschehen, im vergangenen Sommer; und die Blätter der Zwiebel dienten ihr für die aufgehäuften Vorräte als Speicher.

Damit ist keineswegs etwa gesagt, daß diese Vorräte ein- fach in den unveränderten Salzen des Bodens bestünden; solche sind wohl auch darin vorhanden, aber die Pflanze hat noch viel mehr Arbeit im voraus gethan. Sie hat den größten Teil dieser Salze bereits verwertet, um mit ihrer Hilfe und der des Lichts und der Blätter fertige „organische“ Masse zu bilden, die nur noch verhältnismäßig geringer stofflicher Um- setzung bedarf, um unmittelbar beim Aufbau des Pflanzen-

förpers verwendet zu werden. Man hat deshalb die sämtlichen derart vorgebildeten Verbindungen als die Baustoffe der Pflanzen bezeichnet. Sie gehören nur drei verschiedenen Gruppen chemischer Gemeinschaften an: den Eiweißstoffen, den Wasserstoffkohlenstoffen* (sogenannten Kohlehydraten) und den Fetten. Es ist bemerkenswert, daß dieselben drei Stoffgruppen auch sämtliche Nahrungsbestandteile des tierischen Körpers zusammensetzen. Der Unterschied ist nur, daß die Tiere sie nicht selbst bilden können, sondern fertig aufnehmen müssen, daher auch in der Geschichte der Schöpfung kein Tier ohne vorausgegangene pflanzliche Wesen denkbar ist.

Im übrigen erfolgt die Bildung dieser Baustoffe selbstverständlich auch ohne Speichergewebe, in welchem sie zu größeren Massen für kommende Zeiten aufgehäuft werden; fortwährend werden sie von den grünen Zellen im Tageslichte unter Mitwirkung der durch die Wurzel aufgenommenen Salze erzeugt und zum großen Teile Tag und Nacht sogleich verbraucht. Denn während der letzteren ruht nur die Vereitung organischer Nahrung, nicht ihre Umwandlung und ihr Abgag. Das erste sichtbare Erzeugnis der Laubzelltätigkeit ist in allen Fällen Stärke, welche zu den Wasserstoffkohlenstoffen gehört; aus ihr bilden sich andere Wasserstoffkohlenstoffe sowie Fette durch bloße chemische Umlagerung, während die Eiweißstoffe verschiedener Art erst durch nachträglichen Zutritt von Schwefel und Stickstoff aus den schwefel- und salpetersauren Salzen des Bodens zu Stande kommen können. Der Stickstoff ist zwar auch in der Luft enthalten; ihn aus dieser aufzunehmen, besitzen die Pflanzen aber nachgewiesenermaßen die Fähigkeit nicht.

Wo nun die Pflanzen besondere, ausgiebige Vorratskammern anlegen, geschieht es nicht ohne Grund; und genau genommen giebt es kein pflanzliches wie überhaupt kein lebendes Wesen, das ganz auf solche Vorsorge verzichtete. Sie geschieht aber nicht überall in gleichem Maße, und in dem Maße mit der Hyazinthe ist diese Einrichtung wie bei allen Zwiebelgewächsen aufs innigste mit den eigentümlichen Lebensbedingungen verknüpft, auf die diese Pflanzen in der Natur angewiesen sind. Die meisten Zwiebelgewächse sind Steppenpflanzen und müssen eine lange Zeit der Dürre und Trockenheit schadlos überstehen können, während sie den thatkräftigeren Teil ihres Lebenslaufes in einer verhältnismäßig kurzen Regenzeit zu vollenden gezwungen sind. Während der trockenen Hitze verdorren ihre oberirdischen Teile, und sie würden ganz zu Grunde gehen, wenn sich nicht im Schutze des Erdbodens lebensfähige Teile von ihnen weiter erhielten, die durch ihre tiefe Lage gegen Austrocknung geschützt sind. Solche Teile sind die Zwiebeln. Enthielten diese aber nicht zugleich bedeutende Vorräte fertiggebildeter Nahrung, so wäre es nicht möglich, daß sie in dem kurzen Regenfrühling Stengel, Blätter und Blüten über die Erde hinausschicken und sogar noch Früchte und Samen reifen. Trotz aller Feuchtigkeit und Wärme haben die Pflanzen nicht Zeit, während der kurzen Dauer solcher günstiger Umstände die ihnen nötige Nahrung in genügenden Mengen zu bereiten und auch gleich völlig zu verarbeiten. Es tritt bei ihnen eine schärfere Arbeitsteilung ein. Während der Zeit ihres Grünens nehmen sie vor allem soviel wie möglich Nahrungsbestandteile aus Luft und Boden auf und wandeln diese nur in die ersten rohen organischen Formen, um sie alsbald in die unterirdischen Speicher abzulagern. Hier geht die weitere Umwandlung langsam und allmählich auch während der trockenen Jahreszeit und im oft harten Winter vor sich; und wenn sie aus ihrem langen Schlafe aufs neue erweckt werden, ist alles soweit vorbereitet, daß nur noch Lösungswasser und Wärme dazu gehört, um in oftmals fabelhaft kurzer Zeit alle Formen und Lebensgebilde des Körpers herzustellen und mit Hilfe dieser abermals Rohvorräte aufzu-

* Nicht zu verwechseln mit den Kohlenwasserstoffen, welche nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehen. Die Wasserstoffkohlenstoffe bestehen aus Kohlenstoff und Wasser, enthalten also außer Kohlenstoff und Wasserstoff noch Sauerstoff.

speichern, solange es die Umstände erlauben. In den Steppenlandschaften des Kaplandes soll sich der trockene Boden oft in wenigen Tagen mit einem in allen Farben prägnanten Blumenschmuck bedecken, an dem die Zwiebelgewächse den reichlichsten Anteil haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die kleine große Armee.

Von

B. V. Widmann.

Zahlreicher als jene große Armee, die der erste Napoleon nach Rußland führte und dort ließ, zahlreicher sogar als alle Armeen des doch wahrhaftig nicht soldatenarmen Europa, steht sie seit Weihnachten wieder auf tausend und hunderttausend Tischen herum, die winzig kleine, unendlich große Armee der Bleisoldaten. Die Schlachten, die sie täglich schlägt, sind ungezählte. Und die Götter mit gewiß so blühenden Augen wie einst Pallas Athene kämpfen persönlich diese Schlachten mit, mit ihren lockigen Niesenhäuptern das Schlachtfeld überragend (um wenige Zoll) und mit ihren Armen oft ganze Schwadronen zusammenwerfend.

Dieser kleinen großen Armee einmal ernsthaft unsere Aufmerksamkeit zu schenken, ist angesichts der Thatsache ihrer Verbreitung wohl nicht zu viel verlangt. Und da man Heere in erster Linie dazu hat, um Heeresreformen einzuführen, wird man es nur billigen, wenn auch wir die Heeresorganisation der Bleisoldaten zum Gegenstande eines kritischen Militärartikels machen. Aber die Befähigung hierzu müssen wir uns durch den Inhalt unserer Reformvorschläge ausweisen, dürfen jedoch beifügen, daß wir vor dreißig und mehr Jahren wenn auch nicht Generalstabsoffizier, so doch ein Soldatenhansl erster Klasse gewesen sind.

Dieser Umstand ist es auch, der uns ziemlich leicht, möglicherweise doch zu leicht, über die Vortrage hinweghilft, ob man den Knaben überhaupt die Soldatenpielerei gestatten solle. „Unter keinen Umständen!“ ruft ganz konsequent die Baronin Bertha von Suttner, deren neuesten großen Roman gegen die Kriege, — „Die Waffen nieder!“ heißt das ausgezeichnete Buch —, wir erst neulich mit großer Gemütsbewegung gelesen haben. An den furchtbaren Seelenleiden einer Frau dieses Jahrhunderts, die als Tochter, Gattin, Schwester und Mutter die großen Kriege von den fünfziger Jahren bis 1870 miterleben mußte, hat Bertha von Suttner in überzeugender Weise dargethan, daß Kriegsführen die ärgste Entwürdigung des Menschen und ein schandwürdiges Thun ist. Und gewiß hat sie durchaus folgerichtig gedacht, als sie bei passender Gelegenheit in ihrem Buche sich auch gegen alle Soldatenpielerei der Knaben ausgesprochen hat. Wir sehen das vollständig ein, daß die Soldatenpielerei sich ungefähr so ausnimmt, wie wenn (auf dem Kaulbachschen Bilde) über der Wiege, in welcher die jungen Meineses liegen, ein paar hölzerne Hühnchen aufgehängt sind, an denen die kleinen Raubtiere ihre frühen Instinkte auslassen. Man darf das Soldatenpiel der Knaben als „Übungen am Phantom“ bezeichnen. Und da wir, mit Bertha von Suttner, den Krieg für den schrecklichsten Fluch der Völker halten, sind wir eigentlich erbärmlich inkonsequent, und vor der Logik der Frau muß sich unsere Logik, die den Krieg verurteilt und Bleisoldaten entzündend findet, beschämt verkrühen.

Einzig eine Erfahrungsthatsache dürfen wir zu unsern Gunsten anführen, und solche Erfahrungsthatsachen aus dem eigenen Leben spielen allerdings nicht nur bei pietistischen Versammlungen der „Erweckten“ eine große Rolle, sondern üben mit Recht auch sonst eine größere Wirkung auf unsere Ansichten aus, als Theorien es vermögen.

Da sagt sich also der Schreiber dieser Zeilen gemäß eigener Lebenserfahrung: „Du bist keine Kriegsgurgel geworden

trotz dem geradezu fanatischen Soldatenspiel Deiner Jugend. Du hast sogar seit Deinen Mannesjahren in Vers und Prosa oft gegen den Krieg geeifert. Und doch warst Du als Bube der schlimmste Soldatennarr, den man sich vorstellen kann.“

Dies den Lesern recht deutlich zu machen, muß ich hier schon einigermaßen Persönliches zur Sprache bringen. So erinnere ich mich noch recht wohl, wie ich meinem guten Vater einmal auf seine Frage: „Was willst Du denn eigentlich dermaleinst werden, Bursch?“ die kurze, inhaltschwere Antwort gab: „Staatsgefangener!“ Und als ich mich über diesen seltsamen Lebensplan näher äußern sollte, setzte ich eben meinem Vater auseinander, daß das Spiel mit Bleisoldaten mein größtes Glück sei. Nun wisse ich wohl, daß leider erwachsene Leute sich demselben nicht mehr hingeben können, weil sie arbeiten müssen. Einem Staatsgefangenen aber lasse man bekanntlich eine rücksichtsvolle Behandlung angedeihen, da er ja kein gemeiner Verbrecher sei, und so könne ich mir nichts Schöneres denken, als auf irgend einer Festung eingesperrt zu sein, meine stille Zelle, darin einen großen Tisch, diesen voll Bleisoldaten, und sonst keine Verpflichtungen zu haben.

Man begreift; das Eingesperrtsein gehörte zu diesem Lebensideal, damit ich die Sicherheit hatte, niemals vom Spiel weggejagt zu werden, wie mir das sonst passierte. Denn wenn ich meine Heere aufgestellt hatte und sie in Aktion treten ließ, da mochte draußen — gewöhnlich war's am Sonntag nachmittags — der schönste Sonnenschein vernünftige Menschen zum Spazierengehen locken, für mich gab's keinen Sonnenschein noch irgend ein anderes Himmels- oder Erdengut, das ich meiner zum Sturm vorgehenden Infanterie, meinem Artilleriepark, meinen einhauenden Kürassieren vorgezogen hätte. Ja, ich war von den Schlimmsten einer! Und — abgesehen vielleicht von der verlorenen Zeit — hat es mir nichts geschadet, dieses selige Soldatenspiel.

Und nun die verlorene Zeit! Das ist auch wieder so eine pädagogische Redensart. Es kommt doch sehr darauf an, worin wir den Wert des Lebens erkennen, bevor wir wissen, welche Stunden die wahrhaft verlorenen waren. Wenn so recht von Herzen glücklich zugebrachte Stunden durch alle die Zufriedenheit, durch die geistige Gesundheit, die sie uns in die Seele gieken, nicht reiner Gewinn heißen dürfen, was ist dann Lebensgewinn? Mir kommt jetzt noch zuweilen vor, als hätte ich bereits in meinen Knabenjahren ungefähr nach dem Rezept des vergnügten Jean Paulschen Schulmeisterleins Wuz, das ich damals freilich noch nicht kannte, Honigwaben in Vorrat gesammelt, von deren Süßigkeit ich später zehrte, und der Vorrat ist vielleicht nicht gänzlich aufgezehrt.

Nun dürfte man mich mit Recht erinnern, daß ja niemand der seligen Kinderzeit überhaupt das Spiel rauben will, daß es nur auf die Entziehung einer einzigen Art des Spiels abgesehen sei. Ja, sogar die kleinen aus Blei gegossenen Figürchen will man den Knaben lassen; nur brauchen es nicht Soldaten zu sein. Es könnten ja Jäger und Hirche — nein! das ist auch nicht human genug, — also Gärtner und Gärtnerinnen, oder Bauern bei der Heuernte sein. Eine Dame, die mich einmal in späteren Jahren beim Soldatenspiel mit meinem damals fünfjährigen Jungen überraschte und aus demselben Grunde wie B. von Suttner dieses Spiel unmoralisch fand, schlug mir vor, dem Jungen statt einer Armee mit Kanonen und Proßwagen Feuerwehrlente mit der Feuerspritze zu kaufen.

Ja, du lieber Himmel! das wäre alles schön und gut, wenn eine gewisse Göttin nicht wäre mit ihren unabweisbaren Forderungen: die Phantasie.

Welchem einigermaßen phantasievollen Kinde dürfte man zumuten, alle Tage dieselben langweiligen Feuerwehrlente vor ein angeblich brennendes Haus zu stellen und dann die Feuerspritze daneben aufzupflanzen, an der einzig und allein der kleine Wasserstrahl — wenn der Mechanismus gut funktioniert — dem Kinde eine Zeitlang Vergnügen machen wird? Ich weiglers hätte in meiner Knabenzeit die Feuerwehrlente bald satt gehabt.

Wendet man dagegen ein, auch die Soldaten seien dieselben Figürchen, die das Kind alle Tage aufstelle, so vergißt man, daß das Aufstellen das wenigste ist, daß vielmehr nun erst, nachdem die Truppen ihre Positionen bezogen haben, ein Spiel beginnt, welches in hohem Grade dramatisch spannend sich entwickelt. Die Trommelschläger stehen hinter den Kolonnen, an deren Spitze die Offiziere getreten sind; der Generalstab nimmt eine erhöhte, mit Recht etwas gesicherte Stellung ein auf einer umgekehrten Schachtel, die einen Hügel bedeutet. Ein schmaler Kubikon, der Mittelspalt des Klapptisches, trennt die beiden Heere. Der erste Schuß — wo wird er einschlagen?! In welcher Weise geschossen werden muß, darüber bestehen bestimmte unverletzliche Vereinbarungen zwischen beiden Heeren. Mit dem Freunde, der jeden Sonntag nachmittags seine eigenen Truppen mitbringt, hat man vielleicht ein ganzes Kriegsgesetzbuch, einen kleinen Völkerrechtskodex, ausgearbeitet und in zwei unsauberen Abschriften ausgefertigt. Dieses Gesetz übertritt man auch nicht, wenn der Freund nicht zugegen ist. Folglich walten wahrhaftig höhere Schicksalsmächte über der Walfstatt; niemand kann vorhersehen, welche Armee zuerst totgeschossen ist; ein, zwei Mann sind im Stande, den Sieg zu entscheiden. Dann natürlich Triumphzug; beide Heere werden wieder lebendig, das Siegreiche zur Ehre, das Besiegte zur Schmach. Und zwischen dies alles hinein — welche Kombinationen! Belagerungen einer hölzernen Stadt, Abschneiden eines unvorsichtigen feindlichen Corps, Überläufer, Defecture, Spione, Feldgottesdienst, Meuterei im eigenen Heere, oder — unvorhergesehen und unerwünscht — ein plötzliches Erdbeben mit Massenmord infolge eines Stoßes an den Tisch, oder wenn die Hausmagd Trampplagende über die Diele schreitet.

Und das alles sind nur die gewöhnlichen Spiele mit Bleisoldaten. Mein Spielgefährte und ich trieben den Spaß viel weiter. Jahrelang beherrschte jeder von uns dieselben Lieblingsvölker. Es war die Zeit des Krimkrieges. Er liebte die Russen, mir hatten es die Türken angethan; die Hilfsvölker derselben, die Franzosen, Engländer und Italiener hatte ich obendrein. An Zahl aber waren unsere beiden Heere gleich. Nun vertieften wir uns ernstlich in volksbeglückende Pläne. Er — Arnold hieß er — war schon so sehr Schweizer, daß er eines Tages seinen Russen einen Bundesrat, Ständerat und Nationalrat nach schweizerischem Muster gab; auf den Ständerat hatte ich es denn mit meinen Schüssen besonders abgesehen. Mir selbst war an meinen Türken die Religion interessanter als die politische Gesetzgebung, und so schrieb ich einen Koran, dessen Suren zuweilen vor der Schlacht feierlich vorgelesen wurden. Ein Glend war nur, daß ich für meinen Sultan keine Frauen wußte; die Puppen meiner Schwester? — Nein! „Diese schönen Gliedmaßen kolossalster Weiblichkeit“ hätten den kleinen Beherrscher aller Gläubigen zu sehr in Schatten gestellt.

Ein anderer Freund besaß damals, noch von seinem Vater her, die letzten Entscheidungs-Schlachten des großen Napoleon, Leipzig und Waterloo, in zwei riesenhaften runden Schachteln. Wenn der nun mitthat, wenn Murat in seiner phantastischen Uniform dahergaloppierte, und die Grenadiere der alten Garde in Reihen standen, der alten Garde, die auch bei uns immer starb und sich nicht ergab; und dann gar der Mann im kleinen Hütchen, auf den niemals unsere Schüsse zu richten wir uns gelobt hatten, denn er mußte ja für St. Helena aufspart bleiben, . . . nein! ein solches Spiel, das uns eine Welt bedeutete, kann nicht durch Feuerwehrlente, die ewig nur die eine Feuersbrunst bedeuten, ersetzt werden. Und undankbar wäre es, wenn ich ein Spiel, das mir so zahllose glückliche Stunden verschafft und mich keineswegs zu einem blutdürstigen Baschkiren, noch zu einem Fanatiker des Gama'schendienstes gemacht hat, einer bloßen Theorie zuliebe verurteilen wollte. Gewiß! ich bin für allgemeine Abrüstung, bin auch — wenn es möglich wäre — für Abschaffung aller Soldaten. Aber die Bleisoldaten sollen zu allererst abgerüstet und abgeschafft werden.

Aber wenn sie denn also gerettet sind für eine voraus-

sichtlich noch recht beträchtliche Zeit, sollen sie ganz so beschaffen bleiben, wie sie dermalen sind, oder könnten sie anders sein? Ich glaube; anders! und will nun meine Heeresreformvorschläge hier entwickeln. Sehr freuen würde es mich, wenn ich annehmen dürfte, daß dieselben bei den Fabrikanten, bei den Bleisoldaten-„Erzeugern“ (wie man in Osterreich sagt) Beachtung finden würden.

Natürlich bin ich nicht blind für die unleugbaren Verbesserungen im Heeresorganismus der Bleisoldaten der Jetztzeit gegenüber denen vor dreißig und vierzig Jahren. Schon daß man früher von Zinnsoldaten sprechen konnte, sagt viel. In der That war die Metallkomposition früher eine viel schlechtere. Solche Zinnsoldaten brauchten nur vom Tisch zu fallen, so brach schon das spröde Fußbodenfragment, auf dem der einzelne stand, und vollends getreten zu werden, hielten sie niemals aus. Die jetzige Bleikomposition ist eine viel widerstandsfähigere, und die zertretensten Existenzen lassen sich meistens wieder aufrichten und gerade biegen. Auch waren diese Bleisoldaten der vierziger Jahre entschieden zu groß, ungefähr fingerlang; die modernen sind auf weniger als die Hälfte zurückgegangen. Den Gewinn davon haben die Knaben; denn wenn man früher zwanzig, höchstens dreißig Mann in einer Schachtel geschenkt bekam, so sind es jetzt vierzig oder sechzig; und das ist unendlich wichtig. Denn beim Militär macht die Menge alles aus. Ein richtiger kleiner Soldatenkaiser kam gar nicht genug Soldaten geschenkt bekommen. Endlich prangen die modernen Soldaten auch in viel glänzenderen Farben; die alten mit ihren unbemalten, gespensterhaften Metallgeächtern sahen eigentlich alle miteinander aus wie die Geisterkrieger der Zebulischen nächtlichen Heerschau; sogar die Pferde zeigten früher nur denselben gleichmäßigen Zinnglanz; jetzt sind sie braun und schwarz und scheckig, und die Generale reiten auf Schimmel, und den Stellungen der Figuren liegen künstlerisch hübsche Muster zu Grunde.

Aber gerade ein gewisses lobenswertes artistisches Gefühl hat die Bleisoldatenfabrikanten zu einer Verschlimmerung geführt, zu den Gruppen. In allen größeren, feineren Schachteln findet man allerlei Gruppen, welche der Phantasie des Kindes vorgreifen. Diese „lebenden Bilder“ aus der Schlacht machen gewiß den Stolz des Fabrikanten aus, der dieselben von Künstlern hat zeichnen lassen, bevor sie gegossen wurden. Aber sie taugen doch nichts; denn sie bedeuten Stillstand statt Handlung; sie beruhen auf der irrigen Voraussetzung, der Knabe stelle seine Soldaten nur nach dekorativen Gesichtspunkten auf und begnüge sich, die Aufstellung dann anzustarren, wie man das Schlusstableau einer Oper anstarrt. Da er jedoch vielmehr alle seine Soldaten nach eigenem Spieltrieb in Bewegung setzt, sind solche Gruppen von kämpfenden beider Heere auf einem Fußgestell, solche Träger von Verwundeten, solche von ihrem Pferd geschleifte tote Reiter der reine Verlust; die Schachtel hat um so viele bloß zum Beschauen dienliche Prachtstücke eben so viele leistungsfähige Soldaten weniger. Was geschieht daher fast immer? Wo es irgend angeht, zerschneidet der Knabe eine solche Gruppe mit seinem Taschenmesser, um wenigstens noch diese oder jene einzelne Figur als Kämpfer zu gewinnen. Selbst die Toten, die jeder Schachtel mit einer Schlacht beigegeben sind, müssen als unnütze Zugabe erklärt werden; diese ausgestreckten Gestalten antizipieren, was sich ereignen soll. Alle Soldaten, die im Lauffschritt vorgehenden, wie die schießenden und die Reiter, werden ja später zu ihrer Zeit totgeschossen werden und gelten als tot, sobald sie umgefallen sind. Daß nun da noch besondere, in künstlichen Stellungen liegende Tote als Zugabe verabfolgt werden, erscheint dem Kinde mindestens überflüssig, und sehr bald werden diese Figuren gar nicht mehr ausgepackt, sondern ruhig im Grunde der Schachtel zurückgelassen. Es ist hier auch nicht zu verschweigen, daß solche Gruppen von kämpfenden oft ein widerwärtiges Schauspiel darbieten. Da suchtelt einer, dem der Gegner das Bajonett durch den Leib gerannt hat, mit den Armen wild in der Luft herum; ein anderer, von einem Säbel-

hieb getroffen, sinkt blutübergossen zusammen; die Realistik geht so weit, solchen Verwundeten wachsgelbe Totengesichter zu geben. Da hört dann freilich das unschuldig heitere Spiel auf; mit weit aufgerissenen Augen betrachtet das Kind anfänglich diese Greuelsscenen; dann gewöhnt es sich an dieselben.

Bei einer Schachtel, die ein Zeltlager der Truppen vorstellt, da allenfalls lassen wir Gruppenkennern bis auf einen gewissen Grad gelten; indessen auch da wäre es dem beschenkt Knaben doch immer angenehmer, das Lagerfeuer, an dem der Kessel hängt, wäre ein für sich allein aufstellbares Stück, und die um dasselbe sitzenden und stehenden Soldaten könnten gelegentlich auch einmal wo anders sitzen und stehen, als ewig um das Feuer herum. Man kann in dieser Beziehung einfach die Regel aufstellen: Je mehr ein Spielzeug der Spielbانتاسة des Kindes vorgreift, ihr Zwang und Gewalt anthat, desto ungeeigneter und unbeliebter ist es im ganzen; je freier es sie schalten läßt, desto willkommener.

Wir fordern daher auch, ganz zeitgemäß! für die Bleisoldaten rauchloses Pulver, d. h. wir wünschen jene Rauchwölkchen weg, die den im Anschlag liegenden Gewehren ausgegossen sind. Tausend Knaben, wenn ich ihr Zeugnis anrufe, werden mir sofort erklären, daß sie diese Rauchwölkchen meistens sehr bald abgebrochen haben, so bald, als die Pietät vor der Neuheit des Geschenkes es zuließ, also etwa nach sechs Wochen. Vorgestreckte Gewehrläufe bejagen doch gewiß schon in genügender Weise, daß diese Truppen schießen. Das Wölkchen hat auch noch den Nachteil, daß es das Schwergewicht der Figuren zu stark nach vorn verlegt, so daß solche Truppen die schlechtesten sind, weil sie zu leicht umfallen. Nun! wenn erst bei den wirklichen Armeen Europas das rauchlose Pulver durchweg wird zur Anwendung gelangt sein, dürfte wenigstens dieses eine unserer Postulate sich von selbst erfüllen; denn das muß anerkannt werden, daß die Bleisoldatenfabriken immer flugs hinter dem neuesten her sind.

Aber die plastischen massiven Figuren erlauben wir uns ebenfalls eine Bemerkung. Dieselben sind ja wunderschön; jeder einzelne Soldat ist sozusagen eine kleine Statue. Natürlich sind sie aber daher auch entsprechend teurer. Und da, wie schon gesagt, beim Soldatenspiel die Hauptsache die Menge der Truppen ist, sollten Eltern, die ihren Geldbeutel zu Kate halten müssen, auf dieselben lieber verzichten. In den eher ärmlichen als behäbigen Verhältnissen eines ländlichen Pfarrhauses aufgewachsen, hatte ich es in meiner Knabenzeit doch allmählich auf ein Heer von etwa vierhundert Mann gebracht. Welcher Knabe im bescheidenen Mittelstand könnte eine solche Ziffer erreichen mit den teuren plastischen Soldatenfiguren der Neuzeit? Dieselben sind auch unnötig künstlich zusammengesetzt. Man kann den Kopf ausheben, hingegen bei einem Schuh aus der Erbsenkanone fällt er doch nicht ab, was am Ende noch ein hübscher Spaß wäre. Die Reiter kann man vom Pferd ablösen, sogar den Sattel dem Pferd abnehmen; aber was macht man mit den abgeheften Reitern, die mit lächerlich weiten gespreizten Bogenbeinen, zwischen denen ein bleierner Pfahl herabhängt, dastehen? Es bleibt nichts übrig, als sie wieder aufs Pferd zu setzen. Der ganze Mechanismus dient also nicht dem höheren freien Soldatenspiel, sondern einer geistlosen Beschäftigung für phantasiearme Kinder.

Zu den ganz verrückten Soldatenschachteln gehören Seeschlachten, die man auf dem Tisch aufstellt. Mit diesen in bleiernen Wogenparzellen festgefahrener Schiffe, mit diesen Momentaufnahmen brennender oder in die Luft fliegender Fregatten kann ein Kind natürlich nichts weiter vornehmen, als sie aufstellen, zwei Minuten anschauen und wieder einpacken. Wenn Knaben ihre Bleisoldaten in eine Seeschlacht führen wollen, dann laden sie dieselben in irgend welche improvisierte Fahrzeuge und suchen sich wirkliches Wasser, den Brunnenrog am väterlichen Hause, einen kleinen Bach oder am Ende auch nur einen großen Bottich in der Küche aus. Auf Rutschalen, welche Torpedoboote vorstellen, schwimmen zwischen den großen Kriegsdampfern ein paar waghalsige Gefellen, die auch meistens

ertrinken. Dagegen giebt es sehr lobenswerte Schachteln mit Pontons; nur sind dieselben natürlich teuer. Ubrigens — Soldaten kosten nun einmal Geld, die kleinen wie die großen, und man giebt es ja gern für unsere Lieblinge aus, wenn man nur sicher ist, daß sie dafür das bekommen, was ihnen Freude macht und ihrem Spiel auf lange Zeit hinaus Seele einhaucht. Da ist es denn besonders rathsam, mit der Artillerie nicht zu knausern. Während wir sonst dem Luxus abhold sind, müssen wir für die Bepannung der Artillerie, für die zum Öffnen und Schließen eingerichteten Pulverwagen und den sonstigen Train die großen Vorzüge der Neuzeit unbedingt anerkennen.

So mögen denn auch fernerhin endlose Züge von Truppen aller Waffengattungen die Wohnstubentische bedecken. Es sind diejenigen Soldaten, die niemand weh thun, und sie führen diejenigen Kriege und schlagen diejenigen Schlachten, die sich in eitel Wohlgefallen auflösen.

Eine berechtigte Forderung der Geschichtswissenschaft.

von
F. W.

Sagt in jeder Session des Reichstags müssen wir Klagen darüber vernehmen, daß die Baudenkmale aus alter und neuer Zeit nicht mit derjenigen Sorgfalt erhalten und wiederhergestellt werden, welche allein den Ansprüchen der archäologischen und historischen Disciplinen entsprechen kann. Auf Bergen und Hügeln, welche nachweisbare Reste von Fundamenten mittelalterlicher Baulichkeiten tragen, erheben sich lebende Gutsbesitzer oder Rentner ganz moderne Villen hinzubauen; und der romantische Zauber unbewohnter alter Klöster ist schon mehr als einmal durch Anlage von Fabriken oder Einrichtung von Strafhäusern vernichtet worden. Solche Thatfachen beweisen, daß wir uns trotz aller Fortschritte, welche die historische Betrachtungsweise der Dinge in unserm Jahrhundert gemacht hat, immer noch wesentlich auf dem banausischen Standpunkte befinden, welcher die Römer z. B. zum begreiflichen Schmerze des Professors Grimm nicht gebührend hat, auf dem heiligen Boden ihrer in philologischer und archäologischer Beziehung so überaus anziehenden Stadt ganz lustige Straßen und ganz bewohnbare Häuser anzulegen.

Wie anders stände es um unsere Anschauung vom klassischen Altertum, wenn schon damals überall zur Blütezeit der betreffenden Stadt eine Kommission zur Erhaltung der Baudenkmale eingesetzt worden wäre! O, des Jammers, daß eine solche Kommission nicht sofort am Tage nach der Zerstörung Trojas an die Arbeit ging! Wie hätte sich das Bild der Zerstörung zur Belehrung unserer Primaner dauernd festhalten lassen! Es wäre sogar möglich gewesen, durch künstliche Uferbauten auch die Figur der Küste für Jahrtausende unverrückt festzuhalten, die Kämpfe um Troja hätten dann an der Hand Homers, der ein vortrefflicher Stratege war, auch mit Nutzen für unsere militärische Ausbildung eingehend studiert werden können; und der Staat hätte sonach nur einen Grund mehr gehabt, für weitere Konservierung solcher Altertümer die nötigen Mittel zu bewilligen.

An die Möglichkeit, daß eine Kommission für Erhaltung der Baudenkmale auch in Athen, etwa im letzten Jahre des Perikles, hätte ins Leben treten können, will ich gar nicht erst denken, weil der Grimm über das durch diese Veräumnis Verlorne sich bei Ausmalung solcher Vorstellungen ins Unerträgliche steigern müßte. Wie anschaulich würde uns Professor Curtius das athenische Leben jener Tage darstellen können, wenn er nur hinzureisen brauchte, um Vergangenes leibhaftig vor sich zu sehen.

An Rom vollends können wir nicht ohne Scham denken. Dort waren nicht nur Kaiser und Bürger rucklos genug, bau-

jällige aber historische Häuser niederzureißen, um unhistorische Neubauten an ihre Stelle zu setzen (die dann glücklicherweise bald wieder historisch wurden, um leider abermals vom Erdboden zu verschwinden), sondern selbst Germanen, wenn sie die alte Roma mit Krieg überzogen, entblödeten sich nicht, bei dieser Gelegenheit der Baugeschichte der Stadt mancherlei Schaden zuzufügen. Heutzutage würden die zahlreichen Philologen unter den Einjährigfreiwilligen eine solche Barbarei mit Erfolg hintanhaltend.

Unter der römischen Kaiserherrschaft schien es, als ob wenigstens an einem Punkte der Welt einiges Verständnis für unsere heutigen Ideale erwachen wollte; in Alexandria begann man die Welt mit historisch-geschulten Augen anzublicken, und wenn auch die Mittel fehlten, um ganze Städte zu konservieren, so sammelte man dafür um so eifriger. Man sammelte, sammelte, sammelte und brachte so wenigstens eine Bibliothek zu stande, deren Katalog allein zu Ende zu lesen die Lebensarbeit eines gründlichen Gelehrten werden konnte. Leider fehlte aber den Alexandrinern von damals noch die richtige Methode; auch verfügten sie nicht über unbeschränkte Mittel.

Wir wissen dagegen wenigstens genau, was wir wollen, und es fehlt uns weder an Geld noch an Methode. Wir wollen uns die Dankbarkeit der Nachwelt verdienen. Ein Historiker aus der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts soll sich nicht über mangelndes Material zu beklagen haben. Wir sammeln alles. Jede Stadt, jede Provinz, jedes Land hat Museen für alle und für alles. Wir sammeln Töpfe und Hüte, Münzen und Knöpfe, Stiefel und Zeitungsblätter, jedes Ereignis wird uns historisch, während es noch vor sich geht. Ein gebildeter Feldherr der Neuzeit wird noch während der Schlacht daran denken, daß er das Pferd, den Waffenrock, den Feldstecher und den Bleistift des großen Tages am Abend einem Museum einzuverleiben habe. Und ein tüchtiger Dichter der Neuzeit wird nicht vergessen, während er dichtet, gleichzeitig Notizen über das Wetter, seine Kleidung, seine letzte Nahrung und über die Beschaffenheit von Feder, Tinte und Papier für seinen künftigen Biographen gewissenhaft zu Papier zu bringen.

Aber daran ist es noch lange nicht genug. Auch die besten Sammlungen geben doch kein plastisches Bild der vorausgegangenen Epoche. Wir müssen mit der klaren Erkenntnis unserer Aufgaben auch den Mut unserer Überzeugungen haben und mehr thun, als in vergangenen Zeiten auch den besten Männern jemals eingefallen ist. Wir dürfen uns nicht darauf beschränken, einzelne Brocken unseres modernen Lebens einem Museum zu opfern: wir müssen dahin streben, ganze Ausschnitte unseres Lebens, ja dieses selbst zu einem historischen Museum umzugestalten. Wir müssen die schlechte Gewohnheit der Zeit, flüchtig vorüberzugehen, beseitigen; wir müssen den Moment vereewigen.

Nur an einem einzigen Beispiel will ich klar zu machen suchen, wie das möglich sei. Wir haben da also z. B. die Stadt Berlin, eine Stadt von anderthalb Millionen Einwohnern, von 20 000 Häusern, eine Stadt, von welcher in künftigen Geschichtswerken soviel die Rede sein wird, daß unsere Urenkel gewiß begierig sein werden, eine Anschauung von ihrem gegenwärtigen Zustande zu gewinnen. Wir sind also so gut ein historisches Objekt, wie es das alte Rom oder Alexandria war. Was thun wir aber trotzdem? Wir benehmen uns ganz und gar subjektiv. Wir leben ein ganz unhistorisches Leben, wir „verbessern“ die Straßen und die Gebäude, wir ändern, wir vernichten, wir thun so, als ob wir gegen die Geschichtswissenschaft nicht die geringste Verpflichtung hätten. Uns engt die Stadtmauer ein? Wir reißen sie nieder. Der alte Dom scheint uns häßlich und klein? Wir bauen einen neuen. Die Kinnsteine gelten für gesundheitsgefährlich? Wir beseitigen sie. Allerdings sorgt der Zeitgeist dafür, daß Photographieen, Aquarelle und Elbilder von den ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit nicht bis auf die letzte Spur von der Welt verschwinden; aber alle diese Erinnerungsbilder sind nur armelige Behelfe an Stelle dessen, was not thut.

Wir müssen das heutige Berlin, so lückenhaft es auch vor Ausführung des Planes noch werden mag, vollständig für die gelehrte und forschungslustige Nachwelt erhalten. Die Sache ist so einfach, und die bedeutenden Kosten wird das Reich gewiß mit Leichtigkeit aufbringen.

Wir setzen also den Termin, der runden Ziffer wegen, auf den 1. Januar des Jahres 1900 fest. An diesem Tage haben in einem bestimmten Augenblicke alle Arbeiten aufzuhören. Alle Einwohner verlassen die Stadt, und das Reichsbild Berlins wird für ein einziges großes Museum erklärt. Alles bleibt so stehen und liegen, wie es in dem Augenblicke der Schließung stand und lag. Das Märchen von Dornröschen wird Wahrheit. Die Museen innerhalb des großen Museums bleiben erhalten und zeigen deutlich den augenblicklichen Stand der Geschichtswissenschaft. Alle Werkstätten bleiben, wie sie sind, und bieten so einer künftigen Geschichte des Handels und der Industrie unzahlbares Material. Das öffentliche Leben auf den Straßen bleibt plötzlich stehen. Die Pferde der Droschken und Pferdebahnen werden durch Einspritzung der Wickersheimerischen Flüssigkeit gegen die Veränderungen geschützt, welche die absolut unhistorische Macht der Zeit sonst an ihnen vornehmen würde. Den idealen Vorschlag, auch den Vertretern wichtiger städtischer Typen Wickersheimerische Flüssigkeit einzuspritzen und so einen Kutscher, einen Dienstmann, einen Volkredner, einen Lieutenant, einen Bäckerjungen, einen Redakteur u. s. w. des Jahres 1900 für kommende Geschlechter zu erhalten, diesen Vorschlag wage ich aus begreiflichen Rücksichten nicht zu dem meinigen zu machen.

Die so zu einem Museum umgewandelte Stadt wird mit einer stützgerechten Mauer umgeben und der Zugang nur den Fachgelehrten und Schülern in Begleitung ihrer Lehrer gestattet. In dem Stadt-Museum selbst wohnen nur Aufstoden und deren Hilfsmannschaft. Nach einer oberflächlichen Berechnung wird die Summe von 375000 Mark jährlich hinreichen, um diese Beamten zu unterhalten und durch unablässige Restaurierungsarbeiten Gebäude und Straßen in unverändertem Zustande zu erhalten.

Die ausgewanderten Berliner könnten sich am besten im Westen der Stadt ein neues Berlin bequem und ganz modern aufbauen. Es ist ein köstlicher Gedanke, daß nach hundert Jahren abermals eine Schließung stattzufinden hätte und so weiter, so daß endlich in einer langen Reihe von Stadtmuseen sich die Entwicklung eines Jahrtausends der wissenschaftlichen Untersuchung recht handlich darbieten würde.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Plan auch für das flache Land bearbeitet werden könnte. Man brauchte da aber nur einzelne wichtige Dorf- und Provinzstadttypen zu konservieren. Anderswo könnte das thörichte unhistorische Leben ganz ruhig weiter gefröhrt werden.

Einem späteren goldenen Zeitalter der Geschichtswissenschaft mag es vorbehalten bleiben, die Periode zu verkürzen. Es wird dann eine Stadt wie Berlin alle zehn Jahre geschlossen werden, und am Ende aller Dinge werden sich auch gewöhnliche Menschen daran gewöhnen, ihr Dasein nicht mehr als eine Privatangelegenheit zu betrachten, sondern zu begreifen, daß jedes Einzelwesen in jedem Moment seines Einzelwirkens nicht für sich selbst, sondern nur im Interesse der historischen Betrachtungsweise vorhanden ist.

Neuere Freilichtmalerei.

von

Franz Servaes.

„Von Körpern strömt's, die Körper macht es schön.“ So sagt Goethe die Wirkung des Lichtes. Eine Welt von Kunstanschauung liegt in diesem Worte. Und doch hatte noch fast ein Jahrhundert zu vergehen, bis die Kunst

sich dieser Auffassung thatkräftig und neue Ziele suchend bemächtigte.

Davon, was das Licht für die Malerei bedeutet, hatten frühere Zeiten entweder sonderbare und einseitige oder gar keine Vorstellungen. Die Renaissance ging ganz auf im Kultus der Einzelgestalt. Diese groß, mächtig und ehrwürdig, oder sinnig, gemütvoll und liebreizend darzustellen, war ihr oberstes, fast einziges Ziel. Erst die Venezianer, als halbe Meerbewohner, machten in Italien einen Anfang mit der Beobachtung von Luft- und Lichtwirkungen. Im Norden waren ihnen die Niederländer darin vorangegangen, jedoch fast ausschließlich auf dem Gebiete der Landschaft. Sobald Menschen und menschliche Vorgänge Inhalt der Malerei waren, trat die kräftige, leuchtende Lokalfarbe als solche ein unbestrittenes Vorrecht an. Als Männer, die sich energisch auf die Suche machten, erschienen zuerst Rubens und Rembrandt. Doch gelangten sie zu entgegengesetzten Ergebnissen. Rubens, in seinem schwelgerischen Geiste, konnte seine Figuren kaum genug in Farbe und Licht tauchen und erscheint so dem Prinzip nach bereits als ein Hellmaler. Rembrandt dagegen, den spezifisch malerischen Wirkungen grübelnd nachgehend, gelangte zu einem Kultus der künstlichen Beleuchtung, die durch Halbdunkel und Schlaglichter große körperliche Wirkungen erzielte und starke Scheidungen zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem ermöglichte. Bei Rubens erscheint die Lichtdarstellung gewissermaßen als individuelle Begabung, die sich nicht weiter verpflanzen ließ und daher nach dem Tode des Meisters so gut wie verloren ging. Bei Rembrandt dagegen wurde das System der künstlichen Beleuchtung eine Schuleigentümlichkeit, die sich weitergeben und fortentwickeln ließ. Wie fruchtbar und herrschend das Prinzip beispielsweise für das Porträtfach wurde, beweist heutzutage eine Erscheinung wie Lenbach, der, seiner starken persönlichen Eigenart unbeschadet, sich doch im wesentlichen als ein Nachfolger Rembrandts darstellt. Auf Rembrandt fußten eben bis vor kurzen alle, die überhaupt auf Lichtwirkungen ausgingen, und die Kellerbeleuchtung war etwas so Hergebrachtes, daß sie geradezu als das Natürliche galt.

Bei dem immer tiefer gehenden Zuge unserer Zeit, ein neues und innigeres Verhältnis des Menschen zur Natur herzustellen, konnte selbstverständlich auch hier eine Gegenbewegung nicht ausbleiben. Sobald sich das Auge des Künstlers zu öffnen begann für den Unterschied der Tageszeiten und den Wechsel der Beleuchtung, für all die Herrlichkeit und Farbenpracht, die, nicht in gemalmten Massen sondern in endlos zerstreuten leuchtenden Flittern, im freien Sonnenlicht sich zu zeigen pflegt, mußte auch in der Brust des Künstlers erst die Sehnsucht, dann der Voratz, endlich der Wille erwachen, diese gleichjam neu entdeckte Welt im malerischen Gebilde festzuhalten. Aus diesem künstlerischen Drange entstand die Richtung, die in Frankreich *Plain air* heißt, und für die in Deutschland die Bezeichnung „Freilichtmalerei“ durchzudringen beginnt. Sowohl im Publikum wie in Künstlerkreisen stellte man sich ihr lange Zeit feindselig gegenüber, weil das Auge sich der lange geübten und daher als „angeboren“ geltenden Art zu sehen nur äußerst schwer entwöhnen konnte oder mochte. Erst in letzter Zeit beginnt sich ein Umschwung langsam aber merklich vorzubereiten, und die Überzeugung bricht sich immer mehr Bahn, daß wir am Beginn einer neuen Kunstentwicklung, einer neuen „Wiedergeburt“ stehen.

Indes so groß und vielfach berechtigt die Hoffnungen auch sein mögen, mit denen man seitens der Künstler die Zukunft umwirbt, so ist doch allen Einzelercheinungen der neuen Richtung gegenüber seitens der Kritik eine große Vorsicht geboten. Je mehr man einem Prinzipie wünscht, daß es durchdringen möge, einen desto strengeren Unterschied hat man zwischen den ehrlich vorwärtstrebenden, unablässig suchenden, leidenschaftlich ringenden Elementen und zwischen den faden, aber schlauen Gesellen zu machen, die als Mitläufer einer neuen, in Aufnahme befindlichen Richtung ohne viel Überzeugung und Talent für sich einen tüchtigen Schnitt zu machen

hoffen. Nicht auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schule kommt es an in den Werken der Kunst, sondern einzig auf die Macht der Persönlichkeit, die dahinter steht. Wo ein großer Künstlergeist sich ausspricht, da hat er recht, auch wenn seine Richtung unrecht hat, und wo ein gespreizter Schwächling sich bläht, da verdient er geduckt zu werden, auch wenn seine Richtung recht hat. An Erscheinungen von beiderlei Art fehlt es uns zur Zeit in Deutschland nicht, und wenn, wie kürzlich in der Gurlitt'schen Kunsthandlung, eine Sonderausstellung neuerer Freilichtmaler veranstaltet wird, dann kann man die verschiedenartigsten Individualitäten und Begabungen trotz oft großer innerer Ungleichartigkeit getrost Arm in Arm auf das gleiche Ziel losmarschieren sehen.

Machen wir bei der erwähnten Ausstellung betrachtend Halt! Sie wird uns vielleicht einigen Aufschluß darüber geben, wie einstweilen der Stand der Freilichtmalerei in Deutschland ist.

An der Spitze aller deutschen Freilichtmaler steht nach dem Urteil des Referenten Fritz von Uhde, dank seiner hervorragenden und geschlossenen künstlerischen Persönlichkeit. Von seinen Heiligenbildern, in denen er einen ganz neuen, echt deutschen und echt modernen Ton angeschlagen hat, kann hier nicht weiter die Rede sein. Oder doch nur insofern, als ein gewisser innerer Zusammenhang mit den bei Gurlitt ausgestellten Kinderbildern besteht. Das Kind spielt auch auf den Heiligenbildern Uhdes eine hervorragende und tiefinnerlich berechnete Rolle. Denn an das Kind wendet sich Jesus, weil in ihm noch der ganze unverdorrene Mensch lebendig ist. In Kinderdarstellungen kann daher auch der Künstler am besten darthun, ob er echte Natürlichkeit besitzt oder nicht. Meistens aber bekommt man auf Bildern gepuzte Affen zu sehen, die mit Naivetät kokettieren. Nichts von dem bei Uhde. Seine Kinder haben ganz jene köstliche Unbehilflichkeit, Derbheit und verlegene Vertraulichkeit, die im Wesen dieses Alters begründet ist. Sie leben ganz in sich selbst, in ihrem beschränkten Kreise, und treten sie darüber hinaus, so fühlen sie sich unsicher, und es scheint etwas wie eine fremde Ahnung in ihnen aufzusteigen. Einen derartigen Gegensatz zwischen zwei Kindern beobachtet man auf dem kleinen Bilde „Die Geschwister.“ Es ist Dämmerstunde, und die beiden Mädchen von etwa neun und zehn Jahren sitzen einander in einem wohlgegerichteten Zimmer auf Divan und Puff gegenüber. Sie betrachten ihre Bilderbücher, und die jüngere ist ganz dahinein versenkt. Auf die ältere scheint dagegen das Zwielicht schon unbewußt einen kleinen träumerischen Reiz auszuüben. Das auf ihrem Schoße liegende Buch streift sie nur mit einem oberflächlichen Blick, die Hände hat sie hinter dem Kopf verschränkt, und auf dem Gesicht liegt eine gewisse Müdigkeit, in der sich eine unbestimmte Sehnsucht ausdrückt. Das alles gekühlt in eine gleichmäßige dämmerige Färbung — die selbstverständlich gerade so gut im Wesen der Freilichtmalerei begründet liegt wie der volle Sonnenschein. Um so mehr Sonnenschein zeigt dafür das andere große Bild „Die Kinderstube.“ Hier flutet die volle Nachmittagssonne durch das geöffnete Fenster hinein und dringt, alles belebend und vergoldend, siegreich nach vorn. Die malerische Wiedergabe dieses Lichtspiels gehört in der Natürlichkeit und Gehtheit des Tons zum Vorzüglichsten, das die Freilichtmalerei bisher geleistet hat. Auch die etwas unruhige Haltung der Gesamtfärbung ist hier lediglich als Charakteristikum aufzufassen. Die Farben stoßen sich gleichsam gegenseitig. Ein feiner Lichtkontrast entsteht dadurch, daß der Maler durch das geöffnete Fenster der Kinderstube auf die mattblühenden Scheiben eines geschlossenen Fensters am gegenüberliegenden Hause sehen läßt. In der Stube selbst verbreitet die Sonne gemischte Empfindungen. Vorherrschend ist ein stilles Anschauungsverhalten bei der Arbeit oder auch wiederum beim Träumen. Über seinen Strickstrumpf gebückt, duckt das ältliche Kindermädchen schläfrig vor sich hin; emsig mit einer Sticerei beschäftigt, kauert das mittlere der drei Kinder im vollen Sonnenlicht am Fenster; das älteste, etwa elfjährige Mädchen sitzt

faul zurückgelehnt im Vordergrund und hält, das Mäulchen misznützig verziehend, seine Puppe halb verächtlich von sich ab. Nur dem ungefähr sechsjährigen Baby in der Mitte des Bildes vermag die Hitze nichts anzuhaben und das Herumtollen nicht zu vermeiden. Seine Puppe tanzend über den Boden schleifend, lacht es dem Beschauer aus breitem, vollem Gesicht mit kindermäßig hellen Augen derb-lebenslustig entgegen. Die Sonne, von der es rings umströmt ist, strahlt auch aus seinem Herzen hervor, und je weniger es in seinen ungelentkten tapfigen Bewegungen auf Anmut und Zierlichkeit Anspruch machen kann, desto zwingender, den Grundton des Ganzen bestimmend, erscheint der Ausdruck von unverfälschtem kindlichem Frohsinn. Sonst rings umher das echte Durcheinander der Kinderstube! Überallhin sind Puppen verschleppt und liegen verstreut auf der Erde, oder auf dem Tisch, oder, Gesicht zu unterst, auf der Fensterbank. Auch Häuschen und Bäumchen, Puppenstuhl und Puppenwiege sind während des Spielens in alle Ecken versprenkt worden. Ein aufgewühltes Bett und zerknüllte Fenstervorhänge erzählen von kürzlich stattgehabten kindlichen Balgereien. So ist auch der kleinste Zug charakteristisch und gemütvoll; es wird keine falsche Schönheit, aber auch keine falsche Häßlichkeit gesucht; man sieht etwas durchaus Alltägliches, das indes durch liebevolle künstlerische Wiedergabe den Schein von etwas Besonderem erhaltem hat.

Bei Uhde kleine Mädchen in der Spielstube, bei Otto Sinding nackte Knaben am Strande des Meeres! Wenn einer unter den Freilichtmalern, dann verdient Sinding den Namen des Naturalisten, weil er mehr als je alle der Natur auf dem Halbe liegt. Keines seiner Bilder spielt in der Stube, alle rufen sie uns ins Freie hinaus und zeigen uns ein Stück Landschaft und Menschenleben, wie es sich nur dem geübten und stehenden Künstlerblick entschleiert. Sinding entdeckt die verborgensten Reize der Natur. Er malt z. B. einen mächtigen rottschimmernden Blütenast, der fast dreiviertel eines großen Bildes einnimmt, darunter ein wenig Weie, im Hintergrunde Meer und Fjord, und nennt das Ganze „Frühling“ — und in der That, wie breite Frühlingswogen schlägt es aus dem Bilde. Otto Sinding ist Norweger, lebt aber seit einigen Jahren in Berlin und hat wohl alle seine Bilder daselbst angefertigt. Insofern mag er unter den deutschen Malern hier mitgehen, zumal wir seinen Landsmann Ibsen ja schon fast zu unseren Dichtern rechnen. Aber Sinding braucht uns nicht überjezt zu werden; er spricht unmittelbar zu uns. Seine Knaben am Strande könnte er gerade so gut irgendwo an der deutschen Ostseeküste aufgelesen haben, wie er sie vielleicht in seiner norwegischen Heimat gefunden hat. Es sind zwölf- bis vierzehnjährige Bürschchen, die, froh, sich der Kleider entledigt zu haben, sich in den Dünenstrand strecken und behaglich auf das nasse Element schauen. Sie hocken und sitzen, liegen auf dem Bauch und stemmen die Arme auf, sie necken einander oder sind in lässiger Betrachtung, sie blicken dem Beschauer gleichmütig ins Gesicht oder drehen ihn, mit besonderer Vorliebe, den Rücken zu. Einmal ist eine Schar von sechs oder sieben ins Wasser gewatet, panscht darin herum und besprüht sich, und fordert die am Strande geliebten Genossen zum Mitspielen auf. Den eigenartigsten und reizvollsten Anblick gewährt das „Strandvögel“ benannte Bild. Die Düne ist von den heranrollenden Wassern überspült und immer nahen aufs neue niedrige hellgrüne Wellenkämme mit oben aufspritzendem weißem Gischt. Mit den Fußspitzen im nassen Sande kauern vier vom Rücken gesehene Knaben im Angesicht des Meeres und lassen die Wogen erwartungsvoll an sich herankommen. Im nächsten Augenblicke wird eine Welle über ihre Köpfe gehen. Im Vorgefühl des feuchten Anpralls stützen sie die Fingerspitzen auf den Sand, während einer sie fröstelnd und ängstlich ein wenig emporzieht. Das alles ist mit herzerfreuender Naivetät und Unmittelbarkeit gegeben und dargestellt. Nichts lenkt von dem Vorgang ab. Außer den Knaben und dem Meer ist nur ein kleiner Streif blauen Himmels sichtbar. Über dem Ganzen liegt ein feiner Meeresdunst, ausgedrückt in einem

hellen, nur leicht ins Grau-Violette übergehenden Farbenton. Die Körper der Knaben sind ihrem Alter entsprechend magerlich und lassen Rippen und Rückgrat unter der weißen Haut hervortreten. Die Schatten sind licht und durchsichtig, auf allen vier Bildern scheint helle Sonne. — Vom Meere weg führt uns ein fünftes Bild, das Sinding ausgestellt hat. Zur Hochsommerzeit wandelt ein etwa vierzehnjähriges, stämmiges, auffallend gebräuntes Wesen — dem man nicht recht ansehen kann, ob es Knabe oder Mädchen sein soll — bekleidet mit einem breitgestreiften, violett-roten Hemde, das ohne Gürtel herniederfällt, durch eine weithin wallende, hochhalimige Wiefe und pflicht sich von den überall sprossenden Blumen einen ländlichen Strauß. Stille und Einsamkeit ringsum, am Horizont ein dünner Waldstreif; das ganz in seine Arbeit vertiefte Menschenkind glaubt man leise atmen zu hören.

Wenig zu sagen ist diesmal über Leibl, der nur mit einem Bilde vertreten ist. Das etwas harte, aber völlig vorurteilsfreie Sehen des Malers zeigt sich indes gerade hier in charakteristischer Weise. Ein junger Jäger mit keimendem Vollbart, offenbar Porträt, steht am Wasser unter einer Weide. Von hinten gesehen, wendet er das kalt-entschlossene Gesicht dem Beschauer zu, hat die Flinte quer über den Rücken geschoben und hält in der Rechten eine kleine Tabakspfeife. Sein Hund liegt vor ihm im Grase, die Schnauze auf den Pfoten, aber die Augen wachsam geöffnet. Die Situation des ruhigen Ausharrens auf dem Anstade begünstigt die ungezwungene Wiedergabe einer kaltblütigen jugendlich-kraftigen Persönlichkeit. Alles was diesen Eindruck stören könnte, ist vermieden, die Landschaft absichtlich spärlich gehalten.

Dagegen erscheint Liebermann mit drei Bildern, von denen indes nur eins ernsthafte Beachtung verdient. Dasselbe stellt, wie fast alle Hauptwerke des Meisters, ein Spittel mit alten Leuten vor (Stevenspital in Leyden). Bald waren es alte Männer, hier sind es, wie auch sonst zuweilen, alte Weiber. Sie sitzen diesmal nicht in der Stube, sondern sind auf den hochummauerten Hof hinausgegangen, haben sich auf den dem Hause entlang gestellten Bänken niedergelassen und lassen sich von der Sonne bescheinen. Sie gucken über den schmalen Steinweg hinüber in ihr sorgsam eingebogtes Gärtchen und freuen sich, daß da alles so grün und blühend ist. Es scheint dem Maler hauptsächlich darauf angekommen zu sein, eine Probe seiner virtuosen Kunst der Raumvertiefung abzulegen. Die Hausfront, an der die Weiblein sitzen, läuft steil nach dem Hintergrunde zu, wo ein Thor zur Straße führt und von drüben rote Dächer herüberleuchten. Von den Spittelweibern sind daher nur zwei, die ganz im Vordergrund sitzen, deutlich erkennbar und bis ins kleinste Gesichtsfältchen hinein getreulich dargestellt. Die übrigen verlieren sich im Hintergrunde des Hofes, wo man sie in Gruppen bei einander stehen und gestikulieren sieht. Wie gesagt, die Raumwiedergabe ist aufs höchste gelungen und der Eindruck einer sich perspektivisch verlaufenden Fläche vorzüglich wiedergegeben. Die meisten Maler glauben so etwas zu können, aber die wenigsten, auch z. B. Uhde nicht, erreichen es in diesem Grade. Da Liebermann nur eine geringe Phantasie aber eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe hat, so verdienen seine technischen Leistungen erhöhte Beachtung. Immer erreicht er die von ihm gewollte Wirkung, oft freilich mit etwas gewalttätigen Mitteln, wie dem auf dem vorliegenden Bilde die Farbe gelegentlich in dicken Klaxen aufgetragen ist. Ob diese Extravaganz durchaus nötig war, mögen Maler entscheiden. — Die beiden andern Bilder stellen eine „Gedächtnisfeier für Kaiser Friedrich in den Buchenhallen bei Kösen“ und eine „Wäscherin an der Düne“ dar. Das erstere mag hingehen, obgleich es sozusagen gar keine Vorzüge aufweist, die man doch bei einem Meister wie Liebermann immer sollte erwarten dürfen. Das andere aber ist eine platte und stumpfe Arbeit und des Malers würdig, dem die folgende Betrachtung gilt.

Mit L. Ury ist für mich ein homo novus auf den Kunstmarkt getreten. Ach, daß er mir stets ein homo inco-

gnitus geblieben wäre! Interessant kann einem ein solcher Maler nur dann werden, wenn man ihn gar nicht als Persönlichkeit, sondern lediglich als Typus auffaßt. Und ein Typus des echten Mitläufers scheint mir Ury allerdings zu sein. Er hat einmal etwas davon gehört, daß die verschiedenen Lichtstimmungen sich in den einzelnen Tageszeiten besonders scharf ausprägen. Er setzt sich also hin und malt Tageszeiten: Mittag, Nachmittag, zweimal Sonnenuntergang (einmal auf dem Lande, das andere Mal in der Stadt) und pechdüstere Nacht. Was dabei von stofflichen Dingen, wie Häuser, Menschen, Bäume, Staub, zufällig mitgemalt wird, ist völlig gleichgültig. Wer wird nach dem Inhalt einer Malerei fragen? Man darf nicht „am Stofflichen kleben!“ Technik ist alles! Früher nannte man solche Bilder Studien, heute preißt man sie als vollendete Kunstwerke der „konsequent realistischen“ Richtung. Ein Schuldogma wird vorgeschoben, um die geistige Hohlheit quädigt zu bedecken. Dahinter mag sich alles verbergen, aber nur ja kein Geist, nur ja kein warmführender Mensch! Das wäre unmodern und unrealistisch! Gemüt ist Phrase und Geist ist Sünde! Also fort damit! Die Welt ist Materie und nichts anderes. Nur die Beleuchtung wechselt gelegentlich. Die wird dann gemalt und das heißt „Stimmung!“ So sehen wir z. B. auf einem der Bilder die Leipziger Straße bei Nachtstimmung. Die Nacht ist sofort erkennbar; denn alles ist schwarz. Um die Leipziger Straße herauszufinden, braucht man schon längere Zeit; denn im wesentlichen ist sie bloß durch die elektrischen Lampen gekennzeichnet. Diese leuchten als gelblich-weiße, freisrunde Flecken durch die Finsternis und werfen helle Reflexe auf den im Regen glänzenden Asphalt. Dazwischen zur Abwechslung zwei rote und grüne Lichtstreifen, die von Omnibuslaternen herrühren. Sonst sieht man noch viele Wagen und viele Menschen. Alles drängt sich durcheinander, aber unterscheidbar sind bloß zwei Damen, die im Vordergrund quer über die Straße gehen. Nun vergleiche man damit ein anderes Bild: „Unter den Linden bei Sonnenuntergang.“ Dasselbe in Grau! Wiederum Wagen und Menschen, die durcheinanderdrängen, einige Lichtreflexe, regenglänzender Asphalt; wiederum auch im Vordergrund zwei Menschen, die quer über die Straße gehen, aber diesmal — erstaunlicher Erfindungsreichtum! — nicht zwei Damen, sondern ein Herr und eine Dame. Dafür trägt aber auch diese eine Dame eine rote Mütze, wirft freche Blicke um sich und zeigt ihren weißen Unterrock. Um das Bild übrigens etwas effektvoller zu machen, hat es sich der „Realist“ nicht verkneifen können, obwohl der Standort neben Café Bauer ist, das Brandenburger Thor mit dem Biergepann darauf im Hintergrunde hoch emporragen zu lassen. Dieser Anblick war mir neu. Besser sind einige ländliche Bilder, weil sie anspruchloser gehalten sind. Dagegen hätte es der Maler niemals unternehmen sollen, ein „in Gedanken“ dasitzendes Mädchen zu malen. Was soll denn dieses schmutzige Gänschen, das, den Kopf auf die über der Stuhllehne verschränkten Hände legend, geradeaus herüberguckt, für Gedanken haben? Warum überhaupt Gedanken? Werden Sie doch Ihrem Prinzip nicht untreu, Herr Ury!

Aber ich sehe schon, Sie haben auch Ihre Kameraden bereits angesteckt! Denn auch Hagemeister bringt uns ein Mädchen, das auf einem Kohl Felde „in Gedanken“ dasitzt. Es ist wahr, wenn ein Bauernmädchen so dasitzt und mit stumpfblödem Ausdruck ins Leere sieht, dann hält es hübsch still, und es läßt sich famos abmalen. Dieser Umstand mag das gedankenwolle Geheimnis erklären. Denn im übrigen bleibt Hagemeister, wenn auch in Auffassung und Vortrag weniger kleinlich und gesucht als Ury, durchaus im Allergrößtlichen stecken. Erinnerung nicht das schäbige Mattunleid und die etwas abgehärteten Züge des Mädchens an allerlei menschliches Elend und hierdurch von ferne an die soziale Frage, man würde noch nicht einmal Unbehagen vor dem Bilde empfinden, sondern bloß Langeweile.

Die Entwicklung der Freilichtmalerei aber wird ihren Gang gehen, auch wenn die neue Richtung noch soviel Miß-

begabte in ihrem Troß zu schleppen hat. Bleiben die erst-erwähnten Meister sich selbst und ihren Zielen treu, und finden sie den einen oder andern congenialen Nachfolger, dann dürfen wir der Zukunft der deutschen Malerei getrost entgegensehen.

Kleine Kritik.

Drei Jahre nach ihrem ersten Erscheinen im Scalatheater zu Mailand ist nunmehr die jüngste Schöpfung des alten Verdi, sein „Othello“, am 1. Februar 1890 auch über die Bühne des Berliner Opernhauses gegangen, und wenn auch der Beifall der Zuhörer nicht jene helle Begeisterung, jene lebhafteste Teilnahme verriet, mit der die Italiener ihren großen Maestro feierten, so darf doch auch in der deutschen Reichshauptstadt von einem bedeutenden Erfolge des Werkes gesprochen werden.

Das will viel, sehr viel heißen, denn „Othello“ ist kein Werk von so blendenden Vorzügen, von so sinnberauschendem Reiz, daß man erwarten könnte, die Menge werde sich ihm unbedingt und bedingungslos gefangen geben. Es ist eine Arbeit von herbem, oft ungeschicklichem und nicht immer leicht zu erfassendem Charakter, und wenn sie trotzdem ihre Wirkung auch auf weitere Hörerkreise nicht verfehlt, so bekundet dies, daß ihr ein außerordentlich starkes künstlerisches Vermögen und eine nicht minder bedeutende, die Gedanken bezwingende Willenskraft inne wohnt. Diese Willenskraft, welche dem greisen Tondichter noch einmal die Feder in die Hand drückte, die seinem schöpferischen Geiste streng die Wege wies und seine üppige Phantasie zur Selbstbescheidung, zur Unterordnung unter die Bedürfnisse des Dramas zwang, diese sittliche Thatkraft wirkt in Verdis Schöpfung formbildend und charakterisierend weiter und lenkt die Gedanken selbst des widerstrebenden Hörers auf die Wege und Ziele, die dem Meister als die richtigen galten. Dem „Othello“ ist mehr als einem anderen Werke Verdis die Herbfantastie der Überzeugung zu eigen; der tiefe Ernst, der heilige Eifer, mit denen der Künstler hier nach der Erreichung seines Ideals strebte, ist sogar im Grunde, anfänglich über die Fehler und Schwächen hinwegzutäuschen, und man folgt dem Vortrag des Meisters trotz aller äußerlichen Störungen, weil man ihn von der Bedeutung und Trefflichkeit seiner Sache so voll und ganz überzeugt sieht. Das ist es denn auch, was der besonnen Urteilende vor allem bewundernd aussprechen muß, daß Giuseppe Verdi bis in sein hohes Alter neben der erstaunlichen Schöpferkraft sich ein reges, jugendliches Streben nach den höchsten Zielen bewahrte und an den Grenzen eines Menschenlebens noch Mut und Kraft fand, denselben auf neuen, ihm noch fremden Pfaden nachzugehen. Es ist ebenso rührend als erhebend zu sehen, wie der 75-jährige Mann, der weltberühmte Schöpfer des „Trovatore“ und „Migoletto“ noch alle Kräfte anspannt, um ein der neuen Kunstströmung und seinen eigenen fortgeschrittenen Anschauungen entsprechendes Kunstwerk zu schaffen.

Aber diese Bewunderung darf uns an der Erkenntnis nicht hindern, daß die Ausführung trotz der großen Begabung und der sichtlich Mühewaltung hinter dem edlen künstlerischen Streben des greisen Meisters zurückblieb. „Othello“ ist kein Meisterwerk. Wohl verraten viele Züge die Hand des Meisters, wohl bekundet das Ganze höchsten künstlerischen Ernst und ein reines Streben nach Vollendung, aber eine Schöpfung von solcher Ursprünglichkeit und Tiefe der Empfindung, von solcher Unmittelbarkeit des Ausdruckes, von solcher Einheit der Form und des Gehaltes, daß sie gewaltig und übermächtig wie kunstgewordene Natur zu Herz und Sinnen spräche und als Ausgangspunkt neuer Entwicklungen allezeit und allerorten nicht nur genutzbringend, sondern auch fortreizend wirkte, ist Verdis „Othello“ nicht. Sehen wir genauer zu, so finden wir auch den Grund dieser Thatfache und erkennen, was und wieviel die Schöpferkraft und die Eigenart der künstlerischen Absicht des greisen Tondichters schuldig geblieben ist.

Verdi, der seit Beginn der vierziger Jahre die italienischen Theater beherrscht und mit „Migoletto“ (1851), „Trovatore“ (1853) und „Traviata“ (1853) auch die Opernbühnen Frankreichs und

Deutschlands erobert hat, beschreitet mit seinem jüngsten Werk die Wege, die Richard Wagner dem musikalischen Drama gewiesen und sucht, wie er dies bereits im „Maskenball“ (1859) und namentlich in „Aida“ (1871) gethan, durch innigere Verbindung der Musik mit dem Gang und Charakter der Handlung, seine Oper in ein Musikdrama umzuwandeln. So hat er denn auch seinen „Othello“ nicht als „opera seria“, sondern als „dramma lirico“ bezeichnet, und man muß ihm auch zugestehen, daß er sein Ziel, soweit es seiner Eigenart möglich war, erreicht hat. Es ist ihm gelungen, die Figuren seines Dramas musikalisch sicher zu charakterisieren, und in Einzelheiten seiner Tonsprache den knappen, schlagenden dramatischen Ausdruck abzugewinnen, aber es blieb ihm verfaßt, den Gang der Handlung in einem voll und frei dahinströmenden Fluß musikalischer Gedanken widerzuspiegeln. Als der Meister von Busseto, um die dramatische Schlagkraft seiner Musik zu erhöhen, vom Ausgestalten geschlossener Formen abzusehen beschloß und sich der durch Wagner erprobten sogenannten „unendlichen Melodie“, d. h. einer ungezwungenen realistischen Nachbildung des Textes durch die Musik zuwandte, da überließ er, daß alle diese freien Monologe und Dialoge durch das feste Gewebe der im Orchester verarbeiteten Themen und Motive zu einer künstlerischen Einheit verbunden sind. Das Übersehen oder die Mißachtung jenes Bindemittels, dessen Kenntnis und Bereitung der Baureuther Meister aus seiner Beschäftigung mit der deutschen Sinfonie erlernt hatte, rächt sich aber bitter im „Othello“. Der musikalische Körper des Werkes zerbröckelt wie ein mürrischer Kuchen, aus dem das liebe Publikum sich natürlich nur die Rosinen (oder was es gerade dafür ansieht) heraus sucht, unbekümmert um das Gesamtwerk und des Tondichters Absicht. Mit einem Worte, trotz aller Bemühungen ist auch „Othello“ kein einheitliches Kunstwerk im Sinne der modernen Anschauung geworden. Auch „Othello“ ist im Grunde nur ein kunstvolles musikalisches Mosaikgebilde und unterscheidet sich bloß durch die größere dramatische Wahrhaftigkeit der einzelnen Stücke und die höhere künstlerische Durchbildung der verbindenden Glieder von den früheren Arbeiten des Tonkünstlers.

Damit ist schon ausgesprochen, daß es nur Verdi, der Dramatiker, ist, der sich der neuen Schule näherte; Verdi, der Musiker, hat mit Wagner nichts gemein. In der Melodiebildung, im harmonischen Satz, ja sogar in der Instrumentation geht der alte Meister durchaus seine eigenen Wege. Er bezeugt auch in diesem Werke seinen reichen Besitz an eigenen Gedanken und ist in seiner Weise wie die meisten „Neudeutschen“ ein Nachempfinder und Nachdenker des deutschen Meisters, dessen dramaturgische Grundzüge er teilweise zu den seinen gemacht hat. Man kann also nur von einem Einfluß der Wagnerischen Kunstanschauungen, nie und nimmer aber von einer Nachwirkung der Wagnerischen Musik auf den alten Verdi sprechen.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß die Kenntnis eines völlig durchgebildeten, dramatischen Stils, wie es derjenige Richard Wagners ist, auf Verdi in mancher Beziehung einen günstigen Einfluß üben konnte. Wir denken hier namentlich an die durch die Beschränkung der geschlossenen Musikstücke — es findet sich aber immerhin noch etwa ein Dutzend, darunter im dritten Akte sogar ein ganz überhäuftes „Ensemble“ — erreichte größere Einheitlichkeit der Ausdrucksweise. Anderes, wie die Entwöhnung von gewissen alltäglichen, ohrenfälligen Wendungen, mag man der größern Reize des Tonsetzers zuschreiben. Dagegen ist sicher das Vorbild Wagners mitbestimmend gewesen für die Stellung, die Verdi seinem Orchester anwies. Von der Rolle des Begleiters ist dieses im „Othello“ zu dem höhern Amte eines die Handlung, die Charaktere und die Motive unablässig erläuternden Erklärers vorgerückt, und wenn man es früher spöttisch eine „Miesenguitarre“ nennen konnte, wird man jetzt das Verdische Orchester um mancher geistvoller und feiner Züge willen bewundern.

Alles dieses kann freilich nicht entschädigen für die mangelnde Unmittelbarkeit des Ausdruckes, für die verlorene Schwingkraft der musikalischen Darstellungsweise, für die nicht erreichte unlösliche Einheit des musikalischen Ausbaues. Zweifelsohne finden sich zwar auch in „Othello“ Stücke, welche den besten „Kummern“ seiner früheren Opern an frischer Erfindung und kräftigem Schwunge nicht nachstehen, so z. B. die Schilderung des Sturms im ersten Akt, das Piebessuett, das reizende Männererzett mit dem Taschentuchliedchen Jagos, die Erzählung von Cassios Traum, die letzte Scene Desde-

monas und Othello; aber die Mehrzahl der lyrischen Stellen krankt an dem sichtslichen Bestreben nach neuen und unerhörten Wirkungen. So sind z. B. Desdemonas Lied und Gebet im vierten Akt durch ihre erzwungene Einfachheit wenig erfreulich. Neu und bedeutend in Form und Ausdruck erscheint nur der Monolog des Helden im dritten Akt.

Ist somit an Verdis Werk, bei aller Achtung für den Schöpfer des „Trovatore“ und trotz der unbedingten Anerkennung seines unablässigen hohen Strebens, nicht alles zu loben, so ist dagegen an der Arbeit seines Textfabrikanten, des Dichterkomponisten Arrigo Boito, alles zu tadeln. War es schon ungeschickt, diesen Stoff als Vorwurf für ein Opernbuch zu wählen, so war es geradezu abgeschmackt und roh, ihn derart zu behandeln, wie es geschehen ist. Zwar folgt Boito dem Shakespeareschen Drama besser als seiner Zeit der Vöbrettit von Rossini's „Othello“ (1816), der dank der rechtzeitigen Enthüllungen Emilias mit einem Liebesduett der Wiedererlösbaren schloß; aber er findet immer noch reichlich Gelegenheit, uns sein Mißwerk als eine Verübung an Shakespeare und der Poesie empfinden zu lassen.

Es ist einleuchtend, daß die Mißgestalt des Textes nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Schöpfung des Tondichters bleiben konnte, selbst wenn der Stoff an sich zur musikalischen Darstellung geeigneter gewesen wäre, als es das ränkevolle Eifersuchtsdrama des Mohren von Venedig in der That ist. Die gemeine Intriguengeschichte, welche dazu führen soll, den Helden in Glend und Verderben zu stürzen, ist eben ihrem ganzen verstandesmäßigen Wesen nach der musikalischen Wiedergabe völlig unfähig, und ein Monolog des Jago in Musik gesetzt, das ist der Gipfel der Unnatur.

Daß Verdi dies nicht erkannte, und trotz der schlimmen Erfahrung, die er schon einmal mit der Verarbeitung eines Shakespeareschen Tragödienstoffes, des „Macbeth“ (1847) gemacht, noch in seinen alten Tagen frischweg daran ging, den „Othello“ in Musik zu setzen, ist sein Verhängnis. Seine Schuld ist es nur zum Teil, denn die „Vernelobung“ unserer großen klassischen Dramen zum Zwecke sinnfälliger Wirkung auf die genußsüchtige, denkfaule Wassermenge ist eine wahre Seuche unserer Zeit. So ist man denn schließlich noch dankbar und froh, wenn es nur wenigstens eine geniale Verübung ist, wie man Verdis „Othello“ in mancher Beziehung wohl nennen könnte.

Heinrich Wetti.

Wien, Ende Januar.

Es ist ein glänzendes Zeugnis für das unverminderte Prestige des Wiener Burgtheaters, daß die Frage, wer nach dem Tode August Förschers Direktor werden soll, weit über die Grenzen Wiens und Oesterreichs hinaus alle Freunde der Kunst aufs lebhafteste beschäftigt. In Wien selbst kümmert man sich um den künftigen Burgtheater-Direktor mehr, als um den Ausgleich in Böhmen, um die bulgarische Frage und um die Herstellung einer Baluta. Das Burgtheater ist für den Wiener von alters her, was für den Dresdner seine Galerie, für den Münchner sein Bier und für den Berliner sein Militär; oder vielmehr, es ist das alles zusammen: sein Genuß, sein Ruhm und sein Vorkittel für die Fremden. Die österreichische Presse macht alle heimischen Einrichtungen herunter, nur das Burgtheater ist ihr ein Heiligtum. Über die Fehler des neuen Hauses sprechen die Wiener wie von einem Trauerfall in der Familie. Aber dabei schießt viel Ungerechtigkeit ein. Das neue Haus ist für das Auge jedenfalls von entzückender Schönheit, und die Mängel, welche manche Plätze des Zuschauerraumes und manche Einrichtungen der Bühne aufweisen, werden furchtbar übertrieben, am meisten von den alten Herren des Burgtheaters selbst. Das neue Haus wird eben zum Sündenbock dafür gemacht, daß seit vielen Jahren die richtige eiserne Hand dem weltberühmten Kunstinstitut fehlte. Die Wiener wollen nicht sehen, daß ihre großen Schauspieler (die Baumeister, Wolter, die Sonnenthal und Gabilon) nicht mehr wie einst in einem unvergleichlichen Ensemble mitten inne stehen, daß die letzten Leiter des Theaters in der Wahl von neuen Kräften nicht immer glücklich waren, sie wollen vor allem nicht sehen, daß Berlin, noch vor fünfzehn Jahren eine Theaterstadt zweiten Ranges, seitdem nicht nur in der Quantität, sondern auch in der Qualität der theatralischen Leistungen ungeheure Fortschritte ge-

macht hat. Aber eines könnte uns trösten; Daß es ja doch vornehmlich österreichisches Theaterblut ist, was die Verjüngung der Berliner Bühne hervorgebracht hat, daß ferner dieser selbe Kunstsinn im deutschen Volke von Wien unaussrottbar bei Ausübenden und Aufnehmenden vorhanden ist, und daß darum der richtige Mann den alten Glanz des Burgtheaters bald wieder herzustellen vermöchte. Freilich sind der Kandidaten viele und der tüchtigen Männer nur wenige. Wer nur immer mit irgend einer nichtswürdigen Posse oder einem witzigen Geplauder einmal in dem allzu unlitterarischen Burgtheater von Wilbrandt, Sonnenthal und Förscher zu Gehör kam, der bewirbt sich jetzt um die Nachfolgerenschaft. Glücklicherweise denken diejenigen, bei denen die Entscheidung liegt, nicht daran, den ersten besten „beliebten Bühnendichter“ zum Direktor zu machen. Die Wage schwankt in diesem Augenblick zwischen Paul Heyse und dem Herrn von Berger. Paul Heyse's Persönlichkeit wäre ein großer Gewinn für das literarische Leben Wiens, und seine junge Begeisterung für die Bühne würde zweifellos seine Arbeitslust aufs äußerste anspannen; so könnte er die Theaterrechnik bald beherrichen lernen, und daß das geistige Band von seinen Händen festgehalten würde, das ist sicher. Herrn von Berger empfiehlt außer seiner vielseitigen und gründlichen Bildung, seinem geschulten Bühnensinn die genaueste Kenntnis dessen, was man die Coulisse des Burgtheaters nennen könnte. Das Jünglein der Wage zögert noch, sich dem Namen des Herrn von Berger zuzuneigen; aber eines Tages wird es doch wohl plötzlich zu ihm hinüberschnellen.

B.

Frucht- und Blumenlese aus Goethes Schriften. Zum Nutzen und Frommen für jedermann, insbesondere aber für Lehrer gesammelt von Rudolf Lange, Seminarlehrer a. D. (Potsdam, 1889. August Stein.)

Das Büchlein, das 358 allgemeine Wahrheiten aus Goethes Werken zusammengestellt ist, ebenso unnötig als unschädlich; wir treffen diese Aussprüche viel lieber gelegentlich bei unserer Lektüre, als einen nach dem andern bei Herrn Lange. Auch dem Lehrer wäre es außerordentlich leicht gewesen, ohne das Büchlein Goethe'sche Aussprüche zu sammeln. Ob der unter Nr. 23 gegebene Ausspruch:

„Ein garlich Lied! Ruh!
Ein politisch Lied!
Ein ledig Lied!“

zu den allgemeinen Wahrheiten gehört, oder gar zu den empfehlenswerten Aussprüchen, mag ununtersucht bleiben.

L.

Das dickleibige **Berliner Adreßbuch** giebt genau an, wo jeder selbstständige Einwohner zu finden sei: Straße, Hausnummer und Stockwerk. Bei den oberen zehntausend wird auch noch die sogenannte Sprechstunde hinzugefügt, bei Vorächtigen die Zeit von 7—8 Uhr morgens, wo sie dem vor jeder Störung sicher sind, bei Unvorächtigen die Zeit des Nachmittagschlafens, welches dann recht unlieblich unterbrochen zu werden pflegt. Eine viel wichtigere Bestimmung als die Sprechstunde fehlt aber leider auch in der neuesten Auflage des verdienstvollen Werkes: die Angabe der Essenszeit jeder Familie, die Mittagstunde. Der Berliner speist, wenn man die äußersten Extreme zusammensetzt, von mittag bis mitternacht zu Mittag. Und wenn man auch das Zwölfsuhr-Essen des Arbeiters und die tief in die Nacht hinein verlängerten festlichen Diners außer Betracht läßt, so bleibt noch die lange Zeit von eins bis sieben die Mittagstunde. Je später, desto vornehmer, meint man in Berlin. Daß in älteren Weltstädten der Arbeiter und der Millionär, der Schreiber und der Minister die gleiche Essenszeit haben, das klingt hier fast revolutionär. Hier kann es darum dem Fremden passieren, daß er den ganzen Nachmittag dazu benutzen will, Besuche zu machen, und sechs bis sieben Stunden lang seine verschiedenen Freunde immer wieder beim Speisen findet. Der Eingeborne ist nicht viel besser daran, da er oft vom nächsten Kreise die Mittagstunde nicht kennt. Es wird also am Ende nichts anderes übrig bleiben, als daß Berlin entweder die Pflichten einer Großstadt lerne und eine einheitliche Mittagstunde einführt, oder daß, wie gesagt, das Berliner Adreßbuch bei jedem Namen hinzusetzt: „Nicht zu Mittag um diese und diese Zeit.“ Diese Angabe wäre für diejenigen, welche nicht stören wollen, wie für die andern gleich angenehm.

z.